

Schutz:
Zuversicht wird schützen
Dossier ab Seite 17

Sicherheit:
Zwischen Bangen und Hoffen
Forschung Seite 3

Überladen:
Der Computer als Beifahrer
Technologie Seite 6

Angst:
Das Geschäft mit der Sicherheit
Wirtschaft Seite 13

Zukunft am Stock

Die höhere Lebenserwartung der Bevölkerung und teure medizinische Behandlungen wälzen eine Kostenlawine auf das Gesundheitssystem zu. Doch langes Leben könnte auch längere Gesundheit bedeuten. Vorausgesetzt, die Anreize in der Vorsorge greifen.

Alexandra Riegler

Dass die Menschen älter werden, hat seinen Preis. Die Krankenkassen stöhnen europaweit unter den Kosten, die die neue Lebenserwartung ihrer Kunden mit sich bringt. Seit Mitte der 1990er Jahre leben Männer im Durchschnitt nicht ganz 74 Jahre, Frauen 80 Jahre lang. Zu verdanken ist dies Wohlstand, Lebenswandel und einer besseren medizinischen Versorgung.

In Finanznot geraten, gilt es für die Krankenversorger indes genauer zu bestimmen, welche ihrer Therapien das Leben verlängern und welche lediglich das Wohlbefinden verbessern. Letzteres gerät eher zum Trostpreis für Gesundheitsökonomien wie etwa John Nixon von der University of York und Philippe Ulmann vom Conservatoire National des Arts et Métiers in Paris. In ihrer Expertise über den Zusammenhang zwischen Kosten und Nutzen medizinischer Leistungen vermerken sie, dass es bei vielen Arztbesuchen nicht um Lebensverlängerung ginge: „Es verbessert lediglich ein klein wenig das von der Person wahrgenommene Wohlbefinden.“

Die Kostenspirale

In Österreich lagen die Ausgaben im Gesundheitsbereich im Jahr 2005 rund einen Prozentpunkt über dem OECD-Durchschnitt. 10,2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts werden für Vor- und Nachsorge von Krankheiten ausgegeben. Der Anstieg, der sich noch in den 1990ern andeutete, konnte zunächst abgeflacht werden. So nahmen in den ersten fünf Jahren des Jahrzehnts die Kosten nur um 1,7 Prozent zu. Während Gesundheitsministerin Andrea Kdolsky (ÖVP) durch die Eindämmung den österreichischen Weg bestätigt sieht, rutschen die Kassen weiter ins Minus. Vor allem würde es an Geld „für dringend erforderliche, massive Investitionen im Präventions- und Vorsorgebereich“ fehlen, rechnete der Vorsitzende des



Hauptverbands der Sozialversicherungsträger Erich Laminger anlässlich der Präsentation der Hiobsbotschaften für 2007 vor: Während sich aus dem Plus der berufsständischen Kassen im Jahr 2006 noch ein Minus von 167,2 Mio. Euro ergab, dürfte das Defizit für 2007 um saftige 100 Mio. Euro darüberliegen.

Man stirbt nur einmal

Für gar nicht so schlimm befinden die Situation Hilke Brockmann von der Universität Bremen und Jutta Gampe vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung. Die Forscherinnen untersuchten die Kosten der steigenden Lebenserwartung in der Bevölkerung und stellten fest, dass Entscheidendes vergessen wird: Die Leute würden nicht nur älter, sondern auch gesünder. Und weil auch ältere Menschen nur einmal sterben, würde die teure Medizin am Ende eines Lebens eben auch nur einmal in Anspruch genommen werden. Die Dauer und damit die relativen Kosten dürften daher auch bei einer älteren Be-

völkerung nicht überproportional ansteigen, vermuten die Wissenschaftlerinnen: „Eine ältere Bevölkerung verursacht einen geringeren Anstieg an Gesundheitskosten als generell angenommen.“

Teure Technologie

Nicht von der Hand weisen lassen sich die Ausgaben für die Technologie. Während sich „weiche“ Faktoren wie ungesundes Essen oder wenig Sport und die damit zusammenhängenden Kosten für die Gesundheit nur schwer beziffern lassen, steht außer Frage, dass medizinische Therapien und Geräte ausgefallter und deutlich teurer werden. Nach den Rechnungen von Brockmann und Gampe gehen mehr als 50 Prozent der Kosten auf diesen Bereich zurück.

Der finanzielle Druck, beim medizinischen Gerät stets den neuesten Stand der Technik zu bieten, nimmt auch bei der Allgemeinen Unfallversicherungsanstalt (AUVA) zu. Wilfried Friedl, Pressesprecher und Sicherheitsmarketing-Leiter, rechnet „in der Größenordnung

ab 2010“ mit dem Verbrauch der Rücklagen – vorausgesetzt, die Finanzierungssituation bliebe unverändert.

Fortsetzung auf Seite 2

Sicher heißt teuer

Wer den Fuß auf die 138 Meter lange Privatjacht „Rising Sun“ von Oracle-Chef Larry Ellison setzen durfte, hat den Unterschied zwischen Sicherheit und Security kennengelernt. Barfuß betritt man das edle Schiff. Rundherum sichert (vielleicht) eine Hundertschaft von Sonnenbrillen tragenden Bodyguards das Luxusboot. Auf der Jacht merkt man dann so gut wie nichts mehr von der Observation. Die Schönheit, das edle Holz, geschmackvolles, reduziertes Design und die Gastfreundschaft des 22 Mrd. US-Dollar schweren Ellison, der keine Frage unbeantwortet lässt, wiegen einen geradezu in Sicherheit. Warum ausgerechnet der aus einfachen Verhältnissen aufgestiegene, exzentrische 63-Jährige diesen riesigen, weil teuren Aufwand pflegt, leuchtet nicht wirklich ein. Unerschrocken steuert er seinen russischen Kampfbomber MiG 29 hin und wieder auf seinen (Tief-)Flügen über das Silicon Valley. Risky – meinen manche. Von Sicherheit und Security ist dann weit und breit nichts mehr zu spüren. Aber vielleicht braucht der Mensch gar nicht so viel Schutz und Absicherung – wenn er sich's leisten kann.



Thomas Jäkle



techno: logisch gründen

Wir finanzieren Ihre Idee
tecnet verhilft Ihren Forschungsergebnissen zum Durchbruch mit

- Patent- und Technologieverwertung,
- Gründerunterstützung,
- Venture Capital.

tec
capital
net

www.tecnet.co.at

 **Wir haben noch viel vor.**

Quickonomy

Nachrichten



Weg mit dem Einheitsapfel 4
Die Zucht von alten Obst- und Gemüsesorten als Sicherung der Artenvielfalt und Gegenpol zur Gentechnik.

Spannen von Amts wegen 7
Überwachung, ja oder nein? Die jüngste „Rohrbombe“ vor dem Parlament heizt die Diskussion wieder an.

Die Kraft der feinen Klauseln 14
Rechtsschutzversicherungen bieten oft nicht das, was sie in der Werbung versprechen.



Mikro in der Krawatte 19
Ein Bericht aus dem „Security Land“ – dem Supermarkt für Sicherheitswaren.

Feuerwehren löschen Brand 20
Wiens Branddirektor Friedrich Perner über die hohen Risiken seiner Branche.

Kommentare

Scheinwelt im Schilderwald 16
Über den Sinn von ununterbrochener Sicherheitsberieselung.

Leichtsinn und Paranoia 16
Das Gefühl von Sicherheit und Bedrohung ist subjektiv. Ein wenig Paranoia kann aber nicht schaden.

Schritt für Schritt 24
Die kundige Prüfung des nächsten Schrittes schadet nie – ein sicheres Konzept für jede Lebenssituation.



Hals- und Beinbruch 24
Jede Minute Freizeit soll einen Kick bringen, der bis an die Grenzen geht.

Jugendstil für Operettenliga 24
Ein Mehr an Unbekümmertheit würde Österreichs Profifußball nicht schaden.

Standards

Special Innovation ab 8
Zahlenspiel 14
Dossier ab 17
Schnappschuss 22
Reaktionen auf *economy* 23
Test 23
Beratereck 24

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/12
Geschäftsführender Herausgeber: Christian Czaak
Chefredaktion: Thomas Jäkle (jake)
Redaktion: Astrid Kasperek, Klaus Lackner, Antonio Malony, Alexandra Riegler, Jakob Steuerer, Christine Wahlmüller
Autoren: Beatrix Beneder, Margarete Endl, Lydia J. Goutas, Christoph Huber, Doris Lippitsch
Karikatur: Kilian Kada; Titelbild: Apa/Gindl
Special Innovation: Ernst Brandstetter, Sonja Gerstl, Manfred Lechner
Produktion und Artredaktion: Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl
Anzeigen: Elisabeth Blank, Günter Horvath
Druck: Luigard, 1100 Wien Druckauflage: 30.000 Stück
Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 50 Euro, Studentenabo: 30 Euro
Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at



Mathias Kifmann: „Man muss hinterfragen, wie effektiv unsere Fünf-Minuten-Medizin ist.“ Der Wirtschaftsprofessor wirft einen Blick in die Leistungskataloge der europäischen Gesundheitssysteme.

Auf dem beschwerlichen Weg zur Kostenwahrheit

Alexandra Riegler

economy: Ist im Gesundheitssystem mehr und teurer immer im Sinne der Patienten?

Mathias Kifmann: Die Vorteilsmessung einer Leistung gestaltet sich sehr schwierig. Es gibt verschiedene Methoden, um die Bedürfnisbefriedigung der Patienten zu messen, etwa die der sogenannten qualitätsbereinigten Lebensjahre, kurz Qaly. Es geht dabei um die Bewertung eines Lebensjahrs in Relation zur Gesundheit. Es kommt neben der Lebenszeit auch auf die Lebensqualität an, die eine Leistung erreicht. Qaly liefert eine Zahl, die dies vergleichbar macht: Wie viele qualitätsbereinigte Jahre bringt mir eine Therapie? Auf Basis dieses Modells versucht man zu entscheiden, was im Gesundheitssystem enthalten sein soll und was nicht.

Wie bringt man den Leuten denn eine Reduktion im Angebot bei?

Zunächst geht es darum, Dinge einmal transparent zu machen. Es handelt sich dabei um kein perfektes Maß, das wird jeder Experte bestätigen. Aber man muss herausfinden, was welchen Nutzen bringt. Jede Interessengruppe versucht ihren Teil unterzubringen, und keiner hat bislang besonders

darauf geachtet, inwieweit das alles sinnvoll ist. Die, die krank sind, wollen freilich immer Hoffnung haben, dass noch irgendetwas hilft. Gleichzeitig muss man sich die Frage auch vorab stellen: Wüsste ich nicht im Voraus von der Krankheit, was wäre ich bereit, dafür auszugeben? In letzter Konsequenz geht es darum, hoffnungslose, vielleicht sogar schädliche Therapien endlich auszusortieren.

Inwieweit lassen sich mit finanziellen Lenkungsmaßnahmen wie Selbsthalten die Gesamtkosten senken?

Selbstbeteiligungen haben zwar einen Einfluss auf das Verhalten der Patienten, allerdings keinen sehr großen. In einem Vollversicherungsstaat wollen immer alle alles haben. Es gibt Studien, die Zuzahlungen befürworten, diese sind in ihren Ergebnissen allerdings recht bescheiden. Die Nachfrage der Patienten reagiert nicht so stark wie angenommen.

Von welchen europäischen Ländern können sich Österreich und auch Deutschland etwas abschauen?

Die Niederlande mit ihren starken Reformen zeigen eine interessante Entwicklung. Die staatlichen Gesundheitsdienste in Skandinavien und Großbritannien kommen für Deutsch-

Steckbrief



Mathias Kifmann ist Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Universität Augsburg. Er forscht unter anderem über die Ökonomie des Gesundheitssystems.

Foto: M. Kifmann

land und Österreich kaum in Frage, man ist hier ein anderes System gewohnt. Die Leute wollen jederzeit zum Arzt gehen können und keine langen Wartezeiten auf sich nehmen. Auch wenn man den Arzt nur fünf Minuten lang sieht und keine besonders intensive Behandlung bekommt. Das skandinavische System wird bei uns kein Politiker gut verkaufen können. Aber gleichzeitig gilt es in unseren Ländern kritisch zu hinterfragen, wie effektiv diese Fünf-Minuten-Medizin tatsächlich ist.

Fortsetzung von Seite 1

Verantwortlich für den drohenden Engpass macht die AUVA die fehlende Spitalsfinanzierung vonseiten der Länder sowie die hohe Zahl an Freizeitunfällen. Der von den Krankenkassen geleistete Kostenersatz würde für diese „nur einen Bruchteil der Kosten abdecken“, betont Friedl.

Steuerungsmechanismen

Der erste und kleinste Schritt, um Veränderungen im System zu bewirken, ist die Verlagerung eines Teils der Kostenverantwortung in Richtung Patienten. Friedrich Breyer, Professor für Wirtschafts- und Sozialpolitik an der Universität Konstanz, spricht sich aus zwei Gründen für Selbsthalte aus. Zum einen sollten Krankenversicherer zwecks Verwaltungseinsparungen sehr niedrige Rechnungen nicht erstatten. Zum anderen würde der Preis bei manchen Leistungen auf die Nachfrage wirken. „Bei Leistungen mit hoher Preiselastizität reagiert der Bürger auf den freien Markt. Genau dort sollte eine

Selbstbeteiligung vorgesehen werden“, sagt Breyer. Für Bagatelleleistungen des täglichen Lebens empfehle er daher eine höhere Eigenleistung als bei den „richtig großen, lebensgefährlichen Krankheiten“.

Dass sich auch mit kleinen Anpassungen große Ergebnisse erzielen und ebenso verhindern lassen, zeigte sich in Österreich am Beispiel des Mutter-Kind-Passes. 1974 eingeführt, um gegen Säuglingssterblichkeit und später als Vorsorge für Mutter und Kind zu wirken, waren die Untersuchungen nicht vorgeschrieben, jedoch mit einem Anreiz verbunden: Der Pass war Voraussetzung für den Erhalt der Geburtenbeihilfe.

Trotz breiter Unterstützung bei den Müttern genügte die Abschaffung der Geburtenbeihilfe, um einen Einbruch der Teilnehmerzahlen bei Gratisuntersuchungen zu verursachen. Erst als der Mutter-Kind-Pass-Bonus eingeführt wurde und später eine Verknüpfung mit dem Kinderbetreuungsgeld folgte, besserte sich die Lage. Breyer vergleicht dies mit der Einführung der Gurtenpflicht in

Deutschland, bei deren Nichteinhaltung zunächst auf Geldstrafen verzichtet wurde. Weil die Vorschrift jedoch weitgehend unbeachtet blieb, begann man 40 DM einzuheben – schon gurteten sich Leute an. „Manchmal reicht ein recht kleiner finanzieller Anreiz, um das Normalverhalten zu ändern“, ist Breyer überzeugt. Immerhin würden sich die meisten in ihrem Verhalten danach ausrichten, was sie als normal empfänden.

Begrenzte Verantwortung

Welche Umwege bisweilen in der Vorsorge einzuschlagen sind, zeigt sich bei Gesundheitsuntersuchungen von Männern. Trotz guten Informationsstandes – rund drei Viertel wissen vom Angebot – machen weiterhin rund 60 Prozent der 28- bis 49-Jährigen einen großen Bogen um die Vorsorge. Eine Art Autopickerl für den Mann soll nun als Erinnerung dienen und Anreize schaffen, die Untersuchungen wahrzunehmen. Dass sich die genetische Lebenserwartung von Männern und Frauen kaum unterscheidet, könnte als Anreiz dienen.

Forschung

Zwischen Bangen und Hoffen

Intakte Fensterscheiben, Schulbildung und Immigranten der ersten Generation sollen Kriminalität verringern und Städte sicherer machen: Wie Gewalt entsteht und wohin sie im günstigsten Fall wieder verschwindet.

Alexandra Riegler, Charlotte/USA

Als im Sommer 1995 die Mordrate in New York plötzlich absackte, schien es keinen Zweifel daran zu geben, dass Commissioner William Bratton und seine städtische Polizei für die Erfolge verantwortlich waren. Mithilfe eines Systems namens Comp Stat wurde die geografische Erfassung gefährlicher Gegenden betrieben, während Bratton auf die Theorie der *Broken Windows* – zerbrochener Fensterscheiben – vertraute. Diese stammte von dem Kriminologen George Kelling, der riet, kaputte Fenster zu reparieren und Sperrmüll zu entfernen, weil diese geradezu anregend auf Kriminalität wirken würden. In anderen Worten: Verbrechen sollten bekämpft werden, solange sie noch harmlos waren, um Schlimmeres zu verhindern: *Zero Tolerance* war geboren. Und innerhalb eines Jahres, von 1994 auf 1995, gab es 800 Morde weniger.

Eine Frage des Aussehens

Gepflegte Vorgärten und propere Fassaden beeinflussen neben den Immobilienpreisen auch die gefühlte Sicherheit im Land. Wovon diese noch abhängt, untersucht Robert Sampson, Professor für Sozialwissenschaft an der Harvard University. Mehrere Tausend Chicagoer wurden im Rahmen

einer Studie befragt, ob in ihrem Viertel Herumlungen und öffentlicher Alkoholgenuss Probleme darstellen. Als man die gesammelten Daten mit polizeilichen Erhebungen und eigenen Beobachtungen verglich, wurde rasch deutlich, dass gefühlte Gefahr relativ unabhängig von der tatsächlichen ist. Das ernüchternde Ergebnis: Mit der Anzahl an Afroamerikanern und Latinos in einer Gegend steigt die empfundene Unsicherheit der Bewohner.

Zwar befand die Wissenschaft bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts, dass Einwanderer – damals handelte es sich um europäische – in erster Generation weit seltener in Verbrechen verstrickt waren als Einheimische. In zweiter und dritter Generation jedoch begannen sich die Zahlen umzudrehen, der eingangs positive Effekt schien sich zu nivellieren.

Matthew Lee, Associate Professor an der University of Akron, widerlegte bei seinen Studien in Miami, El Paso und San Diego nicht nur das stereotype Bild des potenziell kriminellen Einwanderers, sondern auch dass Immigration im Allgemeinen Bezirke instabiler und anfälliger für Gewalt machen soll. Alle drei Städte verzeichnen seit Jahrzehnten eine hohe Zahl legaler und illegaler Einwanderer. Dennoch sind die Effekte auf die Kriminalitätsra-



Nach mehr als 2000 Morden Anfang der 1990er Jahre setzte 1995 plötzlich Ruhe in New York ein. In einem einzigen Jahr ging die Anzahl der Tötungsdelikte um 800 Fälle zurück. Foto: epa

ten unverändert bis positiv. So senkte etwa in Miami die Niederlassung von Haitianern in afroamerikanischen Vierteln die mancherorts hohe Gewaltverbrechensrate. Während Lee noch nicht festmachen kann, worin der positive Einfluss der Haitianer besteht, hat Kollege Sampson für die recht hohe Sicherheit in Chicagos Latino-Wohngebieten Erklärungen zur Hand. Zum einen seien Mexikaner oft verheiratet, was dem geregelten Alltag zuträglich zu sein scheint. Zum anderen dürfte der illegale Aufenthalt die Absicht der Leute verstärken, möglichst nicht aufzufallen.

„Wunder“ auf Prüfstand


2245 Tötungsdelikte im Jahr 1990 markierten den Höchststand der Gewalt in New York.

Mit dem Rückgang im Big Apple Mitte der 1990er Jahre nahmen die Morde im ganzen Land ab, auch dort, wo man von kompromisslosem Polizeieinsatz weit entfernt war, etwa in Washington. Sollte die neue Sicherheit New Yorks doch nicht auf das Konto der Polizei gehen? Der Kriminologe Andrew Karmen untersucht in seinem Buch *New York Murder Mystery* die Ursachen des „Wunders“. So waren die Opfer und Täter der 1980er Jahre vor allem junge, männliche Afroamerikaner, viele von ihnen aus dem Drogen-Milieu. Weil arme Gegenden Mitte der 1990er noch ärmer waren als zuvor, schied für Karmen der Wirtschaftsaufschwung als Grund für den Verbrechensrückgang aus. Vielmehr hält der Soziologe


ein Zusammentreffen mehrerer Faktoren für entscheidend: New York investierte seit Langem in günstige College-Ausbildung, dies zeige Wirkung. Bildung reduziere die Wahrscheinlichkeit, Täter oder Opfer zu werden.

Rechtschaffen und gut

Insbesondere geht Karmen jedoch davon aus, dass die große Zuwanderungswelle dieser Zeit für die Wende zum Guten verantwortlich zeichnete. Arme und arbeitswillige Menschen strömten ins Land und zogen in gefährliche Gegenden, in die sonst keiner mehr wollte. Und wie es die Wissenschaft von ersten Generationen so erwartet, waren diese zwar oft mittellos, aber gesetzesfürchtig – genau jene Mischung, auf die New York wartete.



Verband der
Technologiezentren Österreichs




Der **VTÖ** ist

- Koordinator des nationalen Netzwerkes österreichischer Technologiezentren
- Impulsgeber regionaler Innovationsaktivitäten
- Unterstützer regionaler Wirtschaftsentwicklung
- Initiator und Träger von Netzwerkprojekten

Damit leistet der **VTÖ** einen aktiven Beitrag zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Österreich und zur Sicherung sowie Schaffung regionaler und innovativer Arbeitsplätze!

www.vto.at

supported by 

Forschung

Notiz Block



Mehr Regen auf Nordhalbkugel

Nach einer im Wissenschaftsmagazin *Nature* veröffentlichten Studie erhärtet sich der Verdacht, dass die Überschwemmungen in Großbritannien auf den Klimawandel zurückzuführen sind. Der Regen habe sich durch menschliches Handeln bereits während des vergangenen Jahrhunderts auf der Nordhalbkugel deutlich verstärkt. Die Wissenschaftler verglichen für ihre Studie Veränderungen der Niederschlagsmenge in verschiedenen Breitengraden mit Veränderungen, die durch Klimamodelle simuliert wurden. Sie fanden heraus, dass die von Menschen verursachten Klimaveränderungen während des 20. Jahrhunderts zu mehr Regen in den mittleren Breitengraden der Nordhalbkugel führten. Gleichzeitig sei in den tropischen und subtropischen Regionen der Südhalbkugel die Niederschlagsmenge zurückgegangen. Der Einfluss des Menschen auf den Klimawandel wurde anhand verschiedener Messungen festgestellt, darunter der Bodentemperatur, des Meeresspiegeldrucks, der Temperatur der Erdatmosphäre und der Temperatur in den Ozeanen.

Fliegen mit der Brennstoffzelle

Die Entwicklung des weltweit ersten bemannten Brennstoffzellenflugzeugs plant das Institut für Flugzeugbau an der Universität Stuttgart. „Hydrogenius“ werde mit der Leistung von herkömmlichen zweisitzigen Flugzeugen konkurrieren. Das geplante Leichtflugzeug mit etwa 18 Metern Spannweite und acht Metern Länge werde aus der kalten Reaktion von Wasserstoff und Sauerstoff angetrieben. Es produziere weder Abgase noch Lärm. Die Herausforderung sei es, das Brennstoffzellensystem in den Flieger zu integrieren. Für das Projekt würden noch Sponsoren gesucht.

Cannabis hat hohes Risiko

Der regelmäßige Zug am Joint ist mit weit größeren Risiken behaftet, als Forscher dies bisher angenommen haben. Denn das Suchtgift Cannabis erhöht das Risiko, an Schizophrenien und anderen Psychosen zu erkranken, und ist somit weniger harmlos als gemeinhin eingeschätzt. Zu diesem Ergebnis kommen Forscher der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. In ihrer Studie, die in der Fachzeitschrift *Schizophrenia Research* publiziert wurde, sind Daten berücksichtigt worden, die bis in die 1970er Jahre zurückreichen. Bis in die 1990er Jahre wurde eine auffällige Zunahme der Erkrankungsrate festgestellt. Untersucht wurden die Erstentritte in psychiatrische Einrichtungen des Kantons Zürich. Betroffen sind besonders Männer. Bei den 15- bis 19-Jährigen wurde im Betrachtungszeitraum eine Verdreifachung der Erkrankungsrate festgestellt, bei den 20- bis 24-Jährigen eine Verdoppelung. Junge Männer konsumieren am häufigsten Cannabis. Der Konsum sogenannter weicher Drogen hat in diesem Jahrzehnt außerdem stark zugenommen.

Raus aus der Esoterikecke

Traditionelle Chinesische Medizin (TCM) hat eine Tradition, die gut 2000 Jahre zurückreicht. Rudolf Bauer, Professor am Institut für Pharmazeutische Wissenschaften der Uni Graz, will zur Untersuchung der Effekte der TCM neben pharmakologischen Tests das Wissen chinesischer Forscher nutzen. In der Forschung soll nun auch die Beweiskraft der Heilwirkung von 7000 bis 8000 Pflanzen identifiziert und nach ihren Wirkstoffen untersucht werden. In China werden derartige Arzneipflanzen bereits erfolgreich in Medikamenten gegen Asthma, Tuberkulose oder auch Krebs und Malaria eingesetzt. *jake/red*

Weg mit dem Einheitsapfel

Apfel ist nicht gleich Apfel – es gibt erstaunlich viele Sorten. Der Verein „Arche Noah“ bemüht sich in Zusammenarbeit mit Forschern um Obst- und Gemüse-Vielfalt.



Vielfalt statt Einheitsbrei: In vier Jahren intensiver Vermehrung ist es „Arche Noah“ gelungen, den Weiterbestand von 70 Beersorten, darunter Ribiseln in allen Variationen, zu sichern. Foto: Arche Noah

Christine Wahlmüller

Gab es um 1900 in Österreich noch rund 5000 Apfelsorten (!), so zählt man heute nur noch rund 400. Die FAO (Welternährungsorganisation) schätzt, dass weltweit in den letzten 100 Jahren 75 Prozent der landwirtschaftlichen Pflanzen von der Bildfläche verschwunden sind. Ein Blick in die Obst- und Gemüseabteilung im Supermarkt, aber auch auf die Märkte zeigt, dass es mit der Vielfalt nicht mehr weit her ist: Bei den Äpfeln dominieren wenige Sorten, etwa Jonagold, Golden Delicious oder Granny Smith.

Dem Sortenschwund den Kampf angesagt hat seit dem Jahr 1990 der Verein „Arche Noah“. Ziel ist es, alte Obst- und Gemüsesorten vor dem Verschwinden zu retten, zu erhalten, zu vermehren, vor allem aber einmal aufzuspüren, um danach ihren Bestand zu sichern.

Eine Idee, die in Niederösterreich auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Das Land Niederösterreich und auch die EU unterstützen die Arbeit von „Arche Noah“. Der in Schiltern bei Langenlois (Weinviertel) eingerichtete Schaugarten erfreut sich mittlerweile größter Beliebtheit. 2007 kamen etwa 30.000 Besucher; die Zahl der Schaulustigen „hat in den letzten Jahren ordentlich zugenommen“, berichtet „Arche Noah“-Pressesprecherin Carola Rabl-Schuller. 40 Themenbeete zeigen Sortenraritäten und veranschaulichen Techniken der Samengewinnung.

Die Bewahrung der Vielfalt

Rabl-Schuller verweist auf das über die Jahre aufgebaute Sortenarchiv, das permanent wächst und wächst. Derzeit sind hier rund 6500 Gemüse- und Getreidesorten, aber auch Kräuter

und Zierpflanzen gelistet, zusätzlich kommen rund 500 Obstsorten dazu. Wer kennt heute schon eine Goldparmäne, einen Candil Silap oder eine Karmeliterrenette? Alle drei sind übrigens wohlschmeckende Apfelsorten. Ein Erfolg ist dem „Arche Noah“-Team bei den Beeren gelungen: „Über vier Jahre hat es gedauert, um bestimmte Sorten wieder zu züchten“, berichtet Rabl-Schuller. Jetzt sind 70 Beeren-Sorten in Vermehrung, die auch zum Verkauf angeboten werden. Beim Gemüse ist Arche Noah bereits sehr gut sortiert: Derzeit werden zum Beispiel 210 verschiedene Kartoffelsorten, 600 Tomaten und 120 Maisarten gelistet.

In diesem Jahr ist „Arche Noah“ bemüht, sowohl national als auch international mit externen Institutionen vermehrt zusammenzuarbeiten. Wichtig bleibt natürlich die Kooperation mit Universitäten (vor allem der Boku Wien), aber auch den botanischen Gärten. Seit kurzer Zeit wird auch mit der heuer gegründeten Initiative Slow Food Wien – den Vorsitz hat die ORF-Journalistin und Moderatorin Barbara van Melle – kooperiert. Als Antwort auf Fast Food will Slow Food wieder die Vorzüge von regionaler, vielfältiger Küche unter Beweis stellen. Gemeinsam werden jetzt Koch- und Genussveranstaltungen in Szene gesetzt, die großen Anklang finden. Ende Juni war das im Restaurant des Museums für angewandte Kunst (MAK) unter dem Motto „Die Arche des Geschmacks“ veranstaltete Dinner vollständig ausgebucht. Am 2. Oktober wird zu einem Paprika- und Chili-Degustationsmenü ins Wiener Glacisbeisl geladen.

Um Sorten zu retten, heißt es erst einmal an diese heranzukommen. Das Angebot von Pomologe Roland Gaber: „Wir

bestimmen gerne Ihre Obstsorte.“ Entweder kann man die Obstsorte oder Früchte per Post an „Arche Noah“ senden, oder es besteht die Möglichkeit, das eigene Obst zur Bestimmung auch direkt im Schaugarten in Schiltern abzugeben. Gut aufgenommen vom Publikum wurde der Obstbaumtag, der heuer am 26. Oktober im Yspertal stattfinden wird. „Beim Apfel ist die Bestimmung relativ einfach, da er viele Unterscheidungsmerkmale wie Farbe, Größe, Geschmack oder Kerngehäuse hat. Viel schwieriger ist es bei der Marille, da sehen die Sorten eher gleich aus“, gibt Gaber Einblick in seine Arbeit.

Kampf gegen Gentechnik

Für die Zukunft liegen dem Verein die Sortenerhaltung sowie der Kampf gegen die Gentechnik am Herzen. Im Projekt „Sechs für 100“ werden rund 100 Lokalsorten an erfahrene Gärtner und Bauern übergeben. „Sechs Paten pro Sorte sollen gefunden werden. Insgesamt geht es immer wieder darum, Vielfalt in die Gärten und auf die Äcker zu bringen. „Kulturpflanzenvielfalt verträgt sich nicht mit Gentechnik“, stellt Rabl-Schuller fest, „wir werden gemeinsam mit anderen Institutionen dagegen kämpfen.“

www.slowfoodwien.at

Info

Arche Noah. Der Schaugarten ist 2007 bis 14. Oktober geöffnet, Di bis Fr: 10 bis 16 Uhr; Sa, So und Feiertag: 10 bis 18 Uhr. Eintritt: 6 Euro (Erwachsene), 3 Euro (Schüler ab 14, Studenten), Führungen an Sa, So und Feiertag. 25. August: Gartenfest der Vielfalt, 10 bis 18 Uhr. Info: Tel.: 02734/862611.

www.arche-noah.at

Special Wissenschaft & Forschung

Martin Schmid: „Aufgabe von Joint Technology Initiatives ist es, angewandte Forschung und Industrie noch enger als bisher zu vernetzen, damit Europa im internationalen Innovationswettbewerb seine Konkurrenzfähigkeit stärkt“, erklärt der Wissenschaftsattaché bei der Europäischen Kommission.

EU: Forschung enger vernetzen

Manfred Lechner

economy: Was war die Motivation, Joint Technology Initiatives – JTI – zu gründen?

Martin Schmid: Nach Abschluss des sechsten EU-Forschungsrahmenprogramms zeigte sich, dass sich die Industrie an diesem Programm in einem weit geringeren Ausmaß als früher beteiligte. Um Unternehmen wieder ins Boot zu holen, wurde diese Initiative entwickelt. Man versteht darunter langfristige Private-Public-Partnerships – PPP – für bestimmte Forschungsschwerpunkte, um Investitionen der Industrie mit einzelstaatlichen und europäischen Mitteln der öffentlichen Hand kombinieren zu können.

Welche Ziele verfolgt die EU damit?

Es handelt sich um einen völlig neuen Ansatz, da bisher über die öffentliche Finanzierung von Forschung immer nur von Projekt zu Projekt entschieden wurde, während die JTI eine Bündelung der Mittel innerhalb der strategischen Forschungsfelder erlauben. Die engere Verzahnung von Industrie und Forschung zeigt, dass die Industrie bereit ist, massiv zu investieren, wenn sie bei der Entwicklung der Forschungsthemen ihre Interessen unterbringen kann.

Welche Forschungsfelder haben strategische Bedeutung?

Vier Schwerpunkte wurden ausgewählt, nämlich die Innovative Medicines Initiative – IMI –, um die Entwicklung von Medikamenten zu fördern. Dann Artemis, welches den am stärksten boomenden Elektronik-Bereich der „nicht sichtbaren“ Elektronikbauteile, wie sie etwa in Autos und Flugzeugen verwendet werden, umfasst. Das JTI Eniac ist der Nanoelektronik gewidmet, und Green Sky wurde für



Reduktion der steigenden Umweltbelastung durch den Flugverkehr zählt ebenso wie Nanoelektronik oder die Entwicklung neuer Medikamente zu den strategischen Forschungsausrichtungen der Gemeinsamen Technologieinitiativen (JTI) der EU. Foto: Bilderbox.com

die Erforschung der Auswirkungen des Flugverkehrs konzipiert. Neu ist weiters, dass die Kommission nicht in die Projektausschreibungen eingreifen wird, da diese vom JTI abgewickelt werden.

Wie hoch sind JTI dotiert, und wer stellt wie viel zur Verfügung?

Generell kommen 50 Prozent von der Industrie, und die andere Hälfte wird von der EU und den Mitgliedsstaaten aufgebracht. Innovative Medicines ist mit zwei Mrd. Euro dotiert, wovon 50 Prozent von der EU und der Rest von der europäischen Pharmaindustrie bereitgestellt werden. Das PPP wurde von der EU und der EFPIA, der European Federation of Pharmaceutical Industry and Associations, gegründet. Artemis ist mit 2,7 Mrd. Euro ausgestattet, wobei 430 Mio. von der EU und 930 Mio. von den Mitgliedsstaaten bereitgestellt werden. Das Nanoelektronik-JTI weist eine Gesamtdotation von drei Mrd. Euro auf, zu der die EU 450 Mio. und die Mitgliedsstaaten knapp 1,5 Mrd. beisteuern. Die Budgetierung für Green Sky in Höhe von 800 Mio. hingegen teilen sich die EU und die Industrie.

Ist die Gründung weiterer JTI geplant?

In der Pipeline befinden sich zwei Projekte, deren Realisierungszeitpunkt aber ungewiss ist. Bei Fuel Cells and Hydrogen – FCH – stehen die Brennstoffzelle und die Erzeugung von Wasserstoff im Zentrum, während GMES, Global Monitoring for Environment and Security, die Bereiche satellitengestützte Umweltüberwachung und Sicherheitssysteme abdeckt. Was den international von der Automobilindustrie forcierten Trend hin zur Wasserstoffökonomie betrifft, existieren auch skeptische Expertenmeinungen. Problem ist, es handelt sich dabei zwar um sauberen Treibstoff, die Erzeugung hat aber einen großen Energiebedarf. Vermutet wird, dass deshalb auch die Nuklearindustrie großes Interesse hat, diese Technologie umzusetzen.

Wie hoch sind die Ausgaben der EU für Forschungsförderung insgesamt?

Rund 95 Prozent der Mittel werden von den Mitgliedsstaaten zur Verfügung gestellt. Die von der EU eingesetzten Mittel dienen der Vernetzung und Etablierung des europäischen

Forschungsraums. Tatsache ist, dass durch die mittlerweile vertiefte Integration im Forschungsbereich die Möglichkeit besteht, Ressourcen-Pools zu schaffen, um Doppelgleisigkeiten in der Forschung zu vermeiden.

Gibt es dafür Beispiele?

In der Pharmaindustrie kostet die Entwicklung eines einzigen Moleküls, das für Medikamente eingesetzt wird, rund eine Mrd. Euro. Forschen nun mehrere Unternehmen, aber auch Forschungseinrichtungen zur selben Zeit am gleichen Molekül, werden Einsparungspotenziale vorstellbar. Dasselbe gilt auch für die anderen JTI-Schwerpunkte, denn dort ist der internationale Wettbewerbsdruck ebenfalls sehr hoch.

Inwieweit tragen JTI dazu bei, um Wettbewerbsvorteile im internationalen Innovationsprozess zu generieren?

Während die EU beim Handel bereits den Binnenraum realisiert hat, steht dies für den Forschungsbereich noch an, und JTI sind ein wichtiger Schritt in richtige Richtung. Dieses Vorhaben ist von strategischer Bedeutung, da die EU mit gro-

ßen Forschungsbinnenmärkten wie USA, Indien oder China in Konkurrenz steht. Manche Forschungsprojekte sind aber so kostenintensiv, dass sie sich überhaupt nur mittels internationaler Kooperationen bewerkstelligen lassen.

Auf welches Projekt beziehen Sie sich?

Auf die Errichtung des Kernfusionsforschungsreaktors in Cadarache im Süden Frankreichs. Die Entscheidung für den europäischen Standort fiel deswegen, weil die EU neben China, Indien, Russland, den USA, Japan und Südkorea einen beträchtlichen Teil der Kosten übernahm.

www.forschungsrahmenprogramm.de/jti.htm

Die Serie erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 15

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Ernst Brandstetter
Der 16. Teil erscheint am 17. August 2007.

Steckbrief



Martin Schmid ist Wissenschaftsattaché bei der Europäischen Kommission.

Foto: EU

Technologie

Der Computer als Beifahrer

Elektronische Helferlein im Auto sind ein Quantensprung für die alltägliche Verkehrssicherheit: So manche „innovativen“ Nebenprodukte machen das Auto aber zum überempfindlichen Hightech-Vehikel.

Antonio Malony

Was waren das für Zeiten, als man seinem Auto bei kleinen Mängeln noch mit dem eigenen mitgeführten Werkzeug zu Leibe rücken konnte: Zündkerzen putzen, Verteilerdose säubern, Keilriemen austauschen, Gasseile nachziehen. Fuhr man versehentlich einmal den Tank leer, brauchte man nach dem Auftanken nur den Ansaugkrümmer samt Luftfilter vom Motorblock zu heben und einen ordentlichen Schluck Benzin an den Ventilen vorbei in den Zylinder zu gießen, und schon fuhr die Karre nach ein paar Pumpstößen mit dem Gaspedal wieder. Die Technik war simpel, aber berechenbar. Und bewältigbar.

Die Diagnose

Heute gibt es keinen Mechaniker, der einem Neuwagen ohne Laptop mit Diagnoseprogramm zu Leibe rückt. Oftmals ist die Elektronik so kompliziert, dass sich kein Öamtc-Pannenfahrer mehr darüberwagt. Schlechte Antriebsleistung, zu hoher Verbrauch oder unwilliges Anspringen sind heute meist ein Problem des „Motor-Managements“, die Hightech im Auto ist auch wesentlich empfindlicher gegenüber Kälte, Feuchtigkeit, Salz und Streumittel, wie der Autofahrerclub bemängelt. Laut Peter Schmid, technischer Leiter beim Öamtc in Salzburg, kann man solche Elektronikfehler meistens damit beheben, indem man den Speicher des Bordcomputers löscht und ihn neu hochfährt. Das Werkzeug bleibt im Kasten.

Die Störquellen sind dabei vielfältig: Das elektronische Netzwerk im Auto-Bordcomputer ist vermehrt der Elektrosmog-Suppe ausgesetzt, die ihm auf dem Weg so begegnet: Handy-Strahlung, Stromleitungen, GPS-Signale, Radarwellen, Polizeifunk, Radio und andere elektromagnetische Quellen, etwa Oberleitungen im Stadtverkehr, wirken auf die Datenübertragung der Sensoren und Steuergeräte im Auto ein. Werkstätten klagen über steigenden Bedarf an Elektronikern statt an Mechanikern, und diese wiederum müssen von den jeweiligen

Herstellern auf eine Marke so umfangreich eingeschult werden, dass sie andere Marken gar nicht mehr reparieren können.

Über die Sinnhaftigkeit dieses Hightech-Overkills im Auto sind Experten geteilter Meinung. Auf der einen Seite gibt es die sogenannte Komfort-Elektronik, die nach den Vorstellungen der Hersteller den Umgang mit dem Auto erleichtern soll. Zu ihr zählen Einparkhilfen, Abstandswarner, selbststellende Scheinwerfer, Wegfahrsperrern, Klimaregelungen, elektronische Zündschlüssel, elektronische Handbremsen und so weiter. Sie bieten sicherlich einige Vorteile. Das Problem jedoch ist: Streikt einmal ein Schaltkreis, dann wird es umständlich und teuer, den Fehler zu beseitigen. Tipp: Wenn zum Beispiel ein elektronischer Schlüssel streikt, hilft es manchmal, den Wagen aus einer möglichen Elektrosmogzone rauszuschieben.

Die TÜftlerei

Auf der anderen Seite gibt es die Sicherheitselektronik, die einen wirklichen Fortschritt in die Autofahrerwelt gebracht hat. Angefangen mit dem Antiblockiersystem ABS, das von Bosch auf Serienreife gebracht wurde und heute in nahezu jedem Auto eingesetzt wird. Mit diesem System wird durch gezieltes Dosieren der Bremswirkung dafür gesorgt, dass die Reifen nicht blockieren und der Wagen nicht ins Schleudern gerät und unlenkbar wird. Kombiniert mit ASR (Antischlupfregelung oder Traction Control), die das Durchdrehen der Räder



Mehr als 90 Prozent der Innovationen im Autobau sind elektronischer Natur. Eine Elektrosmog-Wolke ist heute schon bedrohlicher für die Funktionen als ein Verkehrshindernis. Foto: DaimlerChrysler AG

bei Wiederbeschleunigung verhindert, ist damit ein wirklicher Sicherheitsvorteil geschaffen worden. Die nächste Erfindung war ESP (Elektronisches Stabilitätsprogramm), ebenfalls von Bosch in Kooperation mit Mercedes entwickelt. ESP hilft zusätzlich zu ABS, durch gezieltes Bremsen die Kontrolle über ein Fahrzeug etwa bei schnellen Kurven oder beim Platzen eines Reifens zu behalten und das Unter- oder Übersteuern, also das Ausbrechen des Hecks oder das Schieben über die Vorderräder, zu verhindern. In den Autos ab der unteren Mittelklasse ist ESP heute meist Standard. Mit allen drei Systemen kann man sich also schon ziemlich sicher fühlen.

Die Autoelektroniker haben natürlich weitergetüftelt und immer neue Sicherheitssysteme erfunden: etwa den Bremsassistenten. Dieser merkt frühzeitig, dass der Fahrer eine Vollbremsung machen muss (etwa

bei der Gefahr des Auffahrens auf ein vorderes Fahrzeug oder ein Hindernis), und unterstützt ihn dabei durch direkte Bremswirkung. Bei Bremssituationen hilft auch die sogenannte elektronische Bremskraftverteilung, die die Abbremswirkung je nach Bedarf und Untergrundbeschaffenheit auf die einzelnen Räder verteilt und so das Fahrzeug stabil hält. Neueste Erfindung ist der Ultraschall-Abstandswarner mit Bremsfunktion.

Die Fehleranfälligkeit

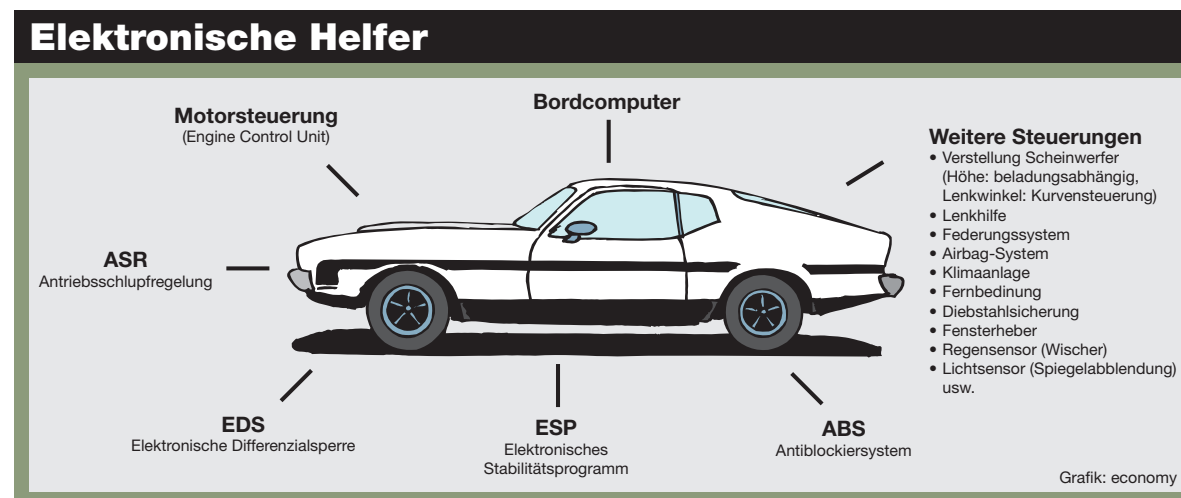
Der deutsche Autoexperte Ferdinand Dudenhöffer meint allerdings, dass die Elektronik im Auto das Fahrzeug bereits zu einem „Computer auf Rädern“ mache. Und wie es Computern so eigen sei, steige damit auch die Fehleranfälligkeit, vor allem, wenn einzelne komplexe Elektronikeinheiten miteinander gekoppelt werden. Es gebe fast keine mechanischen

Innovationen mehr, mehr als 90 Prozent der Weiterentwicklungen im Auto stammen aus der Elektronik.

Die Handbremse

Dies bedauert auch der Autojournalist David Staretz, der in seiner amüsanten Auto-Feuilletonsammlung *Lenk mich doch!* (Deuticke Verlag) unter anderem „den letzten mechanischen Teil im Auto, die Handbremse“ würdigte. Doch nicht einmal diese, geschweige denn Scheibenwischer, Sonnenklappe oder Rückspiegel sind heute vor dem Zugriff der Elektronik gefeit, wie vor allem teurere französische, japanische und deutsche Autos beweisen.

Die steigende Beliebtheit von Geländeautos oder Sports Utility Vehicles (SUV) hat dazu geführt, dass die Elektronik schon – für manche in zu großem Ausmaß – in die Fahrkünste abseits der Straße eingreift. Bei Land Rover oder BMW finden wir zum Beispiel die sogenannte Hill Descent Control, die das Abwärtsfahren in freier Wildbahn dem Fahrer komplett abnimmt: Steht ein steiles Abwärtsstück zur Bewältigung an, braucht man sich im Sitz nur mehr bequem zurückzulehnen, den Rest erledigt der Wagen durch Bremsen und Drehmomentkontrolle von alleine. Das Gegenstück, die Hill-Start Assist Control (Berganfahrkontrolle), verhindert bei Anfahren auf Steigungen das unkontrollierte Zurückrollen des Fahrzeugs. Das hätten sich seinerzeit wohl viele Fahrschüler gewünscht.



Technologie

Spannen von Amts wegen

Die jüngste „Rohrbombe“ vor dem Wiener Parlament hat wieder die Frage aufgeworfen: Kameras, ja oder nein?

Antonio Malony

Überwachungskameras sind europaweit im Kommen. In London kann man sich kaum mehr in der Öffentlichkeit bewegen, ohne gleich vor die Linse einer Schnüffelkamera zu geraten. Auch in Paris, Berlin, Dublin, Rom und Madrid ist das der Fall, in den USA sowieso. Dabei können diese Städte über Pannen wie jüngst in Österreich nur lachen: Es war zwar eine Kamera auf die Parlamentsrampe gerichtet, doch die Überwacher haben das wesentliche Ereignis der Hinterlegung der Rohrbombenattrappe verpennt und auch nicht aufgezeichnet (Letzteres, weil sie es vom Datenschutz her bis jetzt auch nicht durften – sei zur Entschuldigung gesagt).

Überwachung bis ins Wohnzimmer

Der ganze Sicherheitsboom ist ambivalent: Die Bevölkerung sieht zwar ein, dass überwacht werden sollte, um große Katastrophen zu vermeiden. Auf der anderen Seite sind die Entwicklungen in England, wo die Bürger in der Öffentlichkeit auf Schritt und Tritt im Auge behalten werden, für manche schon übertrieben. Jeder Londoner dürfte pro Tag von rund 300 Kameras ins Visier genommen und gefilmt werden. Der Vorteil: Wenn jemand einen Laden überfällt, ist die Wahrscheinlichkeit, dass er am nächsten Tag mit Bild in der Zeitung abgelichtet ist, ziemlich groß. Der Nachteil: Die Bürger fühlen sich in ihren Bewegungen verfolgt und der Exekutive ausgeliefert.

In Österreich geht man die Dinge gemüthlicher an. Als im Jahr 2005 am Schwedenplatz Überwachungskameras installiert wurden, geriet die Polizei kurz danach in unerwartete Schlagzeilen: Die Überwachungskommissare hatten die steuerbaren Kameras aus Langeweile auf offene Wohnzimmerfenster ausgerichtet, um dort sozusagen ihre eigene Folge von „Mitten im Ersten“ mitzuverfolgen. Das wurde dann allerdings schnell abgestellt. Das „Schwedenplatz-TV“, wie es anlässlich der Big Brother Awards 2006 genannt wurde, hat Datenschützern zufolge wenig gebracht: Die Dealerszene hat sich in weniger überwachte Regionen verlagert, die Kleinkriminalität fühlte sich nicht merkbar gestört.

Scharfe Bilder

Zugleich verdienen aber immer mehr Kamerahersteller am Spitzelboom. Laut Hans Zeger, Chef der Datenschützer von Arge Daten, gebe es bereits „Dutzende Anbieter“ von Überwachungskameras verschiedenster Leistungsfähigkeit. Es beginnt bei statischen Beobachtungs- und Aufnahmegegeräten und reicht von steuerbaren Kameras bis hin zu den halbkugelförmigen schwarzen CCTV-Kameras (Closed Circuit Television, kann einen Umkreis von 360 Grad beobachten). Anbieter in Österreich ist etwa die Firma PKE Electronics, eine frühere Philips-Tochter, die die Section Control im Wiener Kaisermüh-

lentunnel genauso ausstattet wie das Privatflugzeug-Terminal General Aviation in Wien-Schwechat. Die Aufrüstung der ÖBB mit Überwachungskameras in Regionalzügen wird vom französischen Unternehmen Faiveley besorgt, jene in den Wiener U-Bahn-Zügen von Siemens. In die Vollüberwachung der Wiener U-Bahn werden laut Arge Daten nicht weniger als 3,7 Mio. Euro investiert.

Der Schuss kann auch nach hinten losgehen. Zum neuesten Sport auf Hackerkongressen gehört es nämlich, Kameradaten per Scanner zu hacken und dann im Internet zu veröffentlichen. So geschehen am Schwedenplatz, wo nicht einmal ein Scanner nötig war, sondern einfach nur ein paar simple Netzwerk-Befehle. Die Übertragung war damals nicht besser abgesichert als ein WLAN.

Im World Wide Web finden sich ganze Sammlungen von „offenen“ Überwachungskameras, die man in Ruhe betrachten kann, etwa auf www.opentopia.com/hiddenecam.php. Aus Österreich ist dort etwa die Foyer-Kamera der Donau-Uni-Krems abrufbar, die Überwachungskamera des Antenne-Studios in Vorarlberg oder jene der Fußgängerzone in Mödling. Live und in Realtime.

Die „Stille Post“ scheint im digitalen Zeitalter kein geeignetes Kommunikationswerkzeug mehr zu sein. Da ist es doch viel einfacher, per Computer oder Telefon Botschaften auszusenden, ganz egal, ob es sich um Sprachmitteilungen, Daten, E-Mails oder Bilder handelt. Und zwar ganz gezielt an bestimmte Personen, an spezielle Abteilungen, an den Außendienst oder einfach an alle. Völlig unabhängig davon, wo sich diese Personen gerade aufhalten. Ein Kommunikations- und IT-Netzwerk von Kapsch wird genau auf die Größe Ihres Unternehmens und Ihre Bedürfnisse angepasst, entweder neu aufgebaut oder als Erweiterung und Modernisierung in Ihre bestehende Infrastruktur integriert. Inklusive aller Dienstleistungen rund herum. Das Leben kann so praktisch sein. Enabling effective real time business. Kapsch. | www.kapsch.net

kapsch >>>
always one step ahead

Was Sie zu sagen haben, wollen alle wissen.

Kommunikationsnetzwerke
von Kapsch BusinessCom.



>>> Kapsch BusinessCom

Special Innovation

Djawad Tabatabaei: „Noch begreifen sich Hersteller von Applikationssoftware als Technologielieferanten. Künftig werden sie zu Anbietern von serviceorientierten Lösungsplattformen mit einem Prozess-Baukasten als zentralem Element“, erklärt der Director für Consulting Solutions bei IDS Scheer.

Prozesse aus dem Baukasten

Ernst Brandstetter

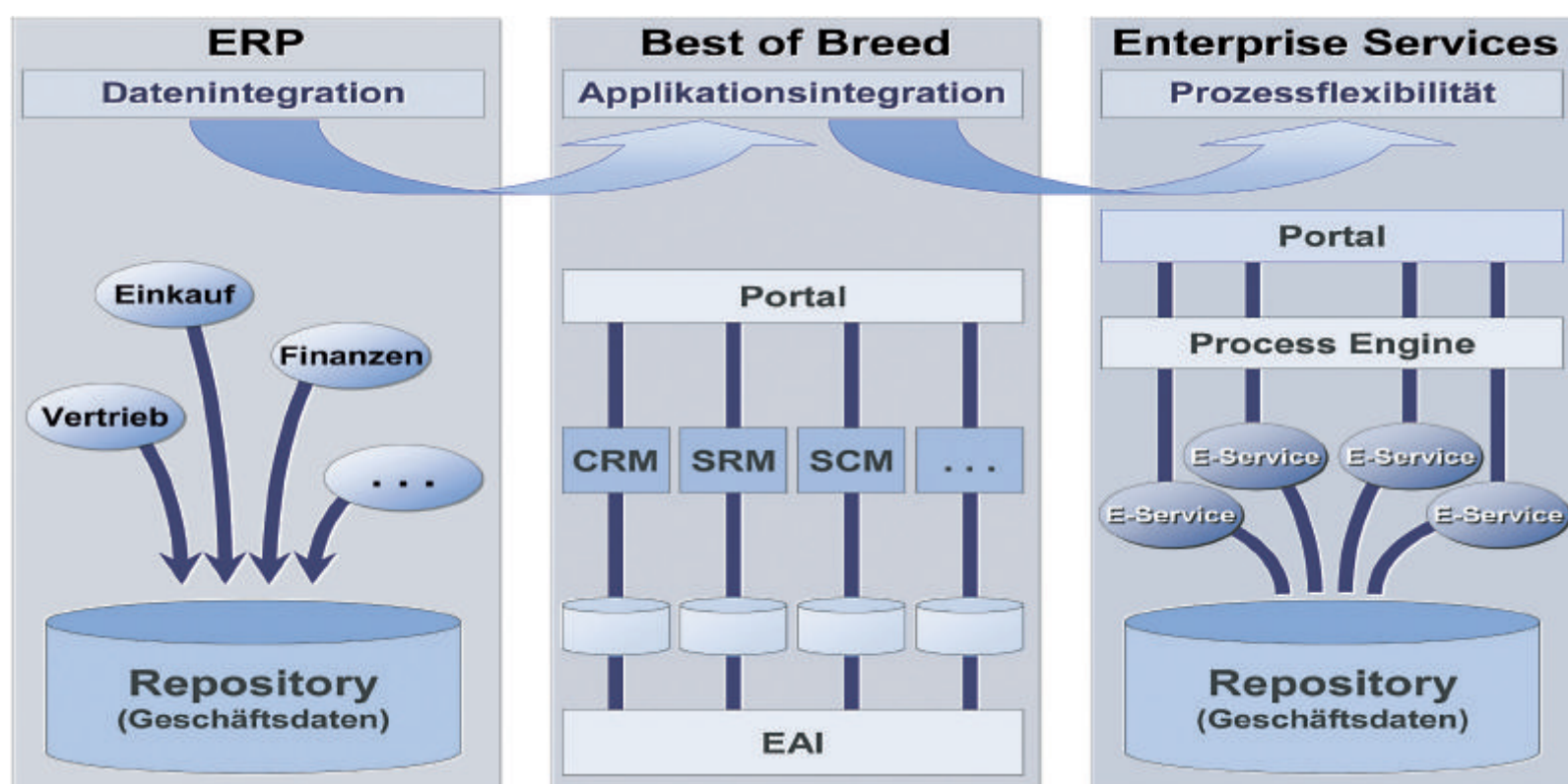
economy: Applikationssysteme entwickeln sich derzeit immer mehr zu Betriebssystemen für Geschäftsprozesse. Wie kam es zu diesem Bedeutungs- und Funktionswandel, und welche Auswirkungen hat das für Unternehmen?

Djawad Tabatabaei: Mit Beginn des Siegeszuges von integrierten ERP-Systemen (*Enterprise Resource Planning*, Anm. d. Red.) in den 90er Jahren gab es monolithische Anwendungssysteme. Sie unterstützten bewährte, standardisierte Abläufe aus wichtigen Bereichen eines Unternehmens wie Vertrieb, Controlling oder Finanzbuchhaltung. Auf ernsthafte Schwierigkeiten stießen sie erstmals bei neu aufkommenden Trends wie dem ausgefeilten Management der Lieferketten oder Kundenbeziehungen. Denn bei SCM (*Supply Chain Management*, Anm. d. Red.) und CRM (*Customer Relations Management*, Anm. d. Red.) standen die Zusammenhänge mit anderen Organisationen beziehungsweise Kunden im Mittelpunkt – sprich: unternehmensübergreifende Prozesse. Infolge der hohen Marktdynamik entwickelten sich zusätzliche Systeme, die wiederum in sich geschlossene Konstrukte sind, wie etwa die CRM-Applikation von Siebel.

Damit waren aber die Prozesse noch immer getrennt.

Ja, jeder Fortschritt ist gleichzeitig die Basis für die nächste Entwicklungsstufe. Die so eingeführten Best-of-Breed-Lösungen mussten dann nämlich aus Datensicht konsolidiert werden, und in der Folge entstanden Lösungen für Enterprise Application Integration. Die Datenintegration ist gelungen, aber am Problem der übergreifenden Prozesse arbeiten die Hersteller noch heute. Der Weg führt über eine Kommunikationsschicht, die Datenredundanzen zwischen den Systemen aufspüren und eliminieren soll und gleichzeitig die Prozesslogik mittels Prozess-Engines stärker in den Mittelpunkt stellt. Am Start stehen Systeme wie SAP Net Weaver, Oracle Fusion oder Fujitsu Interstage.

SOA, serviceorientierte Architekturen, sollen – nach Anga-



Von der Applikation zum Betriebssystem für Geschäftsprozesse: Die Technologieplattformen zielen in Richtung von Prozess-Baukästen, aus denen die Anwender genau jene Prozesse auswählen, die notwendig sind. Foto: IDS Scheer

ben der Hersteller diese Aufgaben alle bewältigen können?

Wie man heute beobachten kann, setzen die Hersteller dabei vor allem auf die neue Technologie der serviceorientierten Architekturen. Diese sollen der Katalysator für die Entwicklung sein, denn sie machen die Anpassung der Systeme sowie ihre gemeinsame prozessbasierte Anbindung flexibler und damit schneller. Doch die reine technologische Vereinfachung hilft noch nicht, alle Probleme in den Griff zu bekommen.

Was ist das Problem dabei?

Unternehmenssoftware soll künftig sogenannte Enterprise

Services zur Verfügung stellen, sinnvoll geschnittene fachliche Funktionseinheiten, die sich miteinander kombinieren lassen. Jedoch fehlt einer SOA per se die Logik, um die passenden Elemente zu einem robusten Konstrukt zusammenzusetzen, das wiederum einen Geschäftsprozess effizient unterstützt. Denn die technische Sicht erfasst nicht die Anforderungen der Fachabteilungen, die die organisationsinternen wie übergreifenden Abläufe prägen. Genau diese sind jedoch ausschlaggebend für die Komposition der Services.

Eine SOA-Implementierung ist heute oft noch ein aufwendiger Prozess, der tief in das Unternehmen eingreift. Geht es auch anders?

Spannend für die schnelle Prozessimplementierung wird es besonders dann, wenn die System-Anpassung ohne umfangreiche Entwicklungsprojekte einhergeht. Das soll eine modellbasierte Konfiguration ermöglichen. Per Knopfdruck, so die Vision, soll sich die Modellierung und Optimierung betriebswirtschaftlicher Geschäftsprozesse in der physischen Konfiguration und -ausführung dieser Prozesse auf der Software-Ebene niederschlagen. IT-seitige In-

tegrationen wie die der Aris-Plattform von IDS Scheer mit Systemen wie SAP Net Weaver, Oracle Fusion oder Fujitsu Interstage schaffen die technologischen Voraussetzungen.

Und wohin führt diese Entwicklung?

Getrieben durch die Möglichkeiten der SOA-Technologie soll und wird es hierbei nicht bleiben. Die Hersteller werden dazu übergehen, eine Prozessschicht in ihre Applikationssysteme zu integrieren, die die Architektur der ERP-Bausteine steuert. Ansatzpunkt sind die fachlichen Geschäftsprozesse, also die betriebswirtschaftlichen Anforderungen eines Vertriebs, einer Produktion oder einer Lagerhaltung. Der Kunde erhält dann künftig kein CRM-, SCM- oder ERP-System mehr, sondern eine technologische Lösungsplattform mit vordefinierten Prozessen. Diese Plattformen werden so offen gestaltet sein, dass Partner oder Kunden die vorliegenden Bausteine mit geringem Aufwand verändern können.

Wie können Unternehmen sich auf die Zukunft vorbereiten? Muss man einen großen Schnitt machen, oder geht die Veränderung allmählich vor sich, bis man bei einer Plattform landet?

Bis dahin gilt es, die bestehenden Applikationen auf Kundenseite zu nutzen und allmählich auf Basis der angebotenen Technologieplattformen die Unternehmensprozesse weiterzuentwickeln. Letztendlich wandeln sich die heutigen Applikationen im Rahmen dieser Evolution zu einem Betriebssystem für Geschäftsprozesse. Die ERP-Anbieter werden somit zu Prozess-Anbietern. Einen Schritt in die Richtung, die ich hier beschrieben habe, geht SAP bereits mit dem Enterprise Service Repository und mit der Business Process Platform.

Was bedeutet das für die Anwender?

Für den Anwender bedeutet das konkret: Er wählt aus einem Prozess-Baukasten genau den Prozess aus, der zur Unterstützung seiner Geschäftsabläufe notwendig ist. Er kauft damit keine vorgefertigten Systeme mehr, sondern Geschäftsprozesse – die dafür nötigen technischen Software-Komponenten inklusive. Das Ergebnis wird kein geschlossenes, starres Anwendungssystem sein, sondern die betriebswirtschaftlich sinnvolle Zusammensetzung von Enterprise Services auf der Basis einer einheitlichen Technologieplattform.

www.ids-scheer.at

Steckbrief



Djawad Tabatabaei ist Director für Consulting Solutions und Mitglied der Geschäftsleitung bei IDS Scheer. Foto: IDS Scheer

Special Innovation

Johann Habinger: „Waren es anfangs zweifelsohne die großen Konzerne, so profitiert heute vor allem der Mittelstand von der RFID-Technologie. Das liegt sicherlich daran, dass diese zwischenzeitlich leistbar geworden ist“, erklärt der Vertriebsdirektor von IBM Österreich.

Hightech-Chip mit Mehrwert

Sonja Gerstl

economy: Immer mehr Industrie- und Handelsunternehmen setzen im Bereich der Warenlogistik auf RFID-Technologien. Was genau hat man darunter zu verstehen?

Johann Habinger: 1970 hielt der sogenannte Strichcode im Handel Einzug. Er dient im Wesentlichen dazu, Waren eindeutig identifizierbar und maschinenlesbar zu machen. Die-

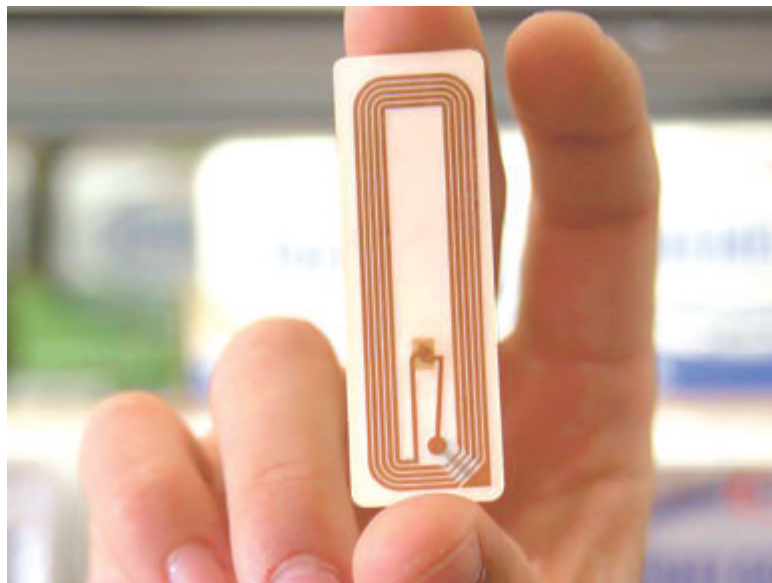
se Technologie – übrigens eine Entwicklung von IBM – führte zu einer Revolution im Handel, die bis heute anhält. Man kann sagen, dass RFID ein wesentlich verbesserter „Strichcode“ ist. Auf dem sogenannten Radio-Frequency-Identification-Chip kann eine Vielzahl von handelsrelevanten Daten und Informationen abgespeichert werden.

Wie weit können RFID-basierte Geräte und Anwendungen miteinander vernetzt werden?

Die Einbindung von RFID-Technologie in Geschäftsprozesse ist das Um und Auf dieser Lösungen. Der RFID-Chip liefert Daten, die in den Back-End-Systemen des jeweiligen Unternehmens integriert werden müssen. RFID-Lösungen setzen offene Standards voraus.

Welche Einsatzgebiete – außer Warenlogistik – bieten sich für RFID an?

Im Einzelhandel hat man natürlich derzeit die meisten Erfahrungen, aber es zeigt sich



Klein und informativ: RFID-Chips sind heute aus Handel und Logistik nicht mehr wegzudenken. Foto: IBM

immer mehr, dass RFID auch in anderen Bereichen erfolgreich eingesetzt werden kann. So etwa arbeiten wir derzeit gemeinsam mit der Universitätsklinik Nizza an einem ganz speziellen RFID-Pilotprojekt. Im Wesentlichen geht es hierbei um die Verbesserung der Patientenführung.

Wer ist Zielgruppe für RFID? Sind es eher die großen Konzerne, oder ist diese Technologie auch für Klein- und Mittelbetriebe von Interesse?

Waren es anfangs zweifelsohne die großen Konzerne, so profitiert heute vor allem der Mittelstand von der RFID-Techno-

nologie. Das liegt sicherlich daran, dass diese zwischenzeitlich durchaus leistbar geworden ist. IBM bietet in diesem Zusammenhang ein Bündel an Beratungs- und Betreuungsleistungen an, die sowohl die technischen als auch die branchenspezifischen Besonderheiten der jeweiligen Kunden berücksichtigen.

Welches künftige Potenzial orten Sie in dieser Technologie?

Man muss diese Entwicklung im Kontext mit den Begriffen Mobilität und Flexibilität sehen. Die in der globalen Wirtschaft allgegenwärtige Forderung nach unmittelbarer Verfügbarkeit von Waren und die Aufgabe, diese auch zeitgerecht bereitzustellen, zwingt Unternehmen, ihre Prozesse flexibel zu halten. Insofern wird uns das Thema RFID sicherlich noch länger beschäftigen.

„RFID und Mobilität“ ist eines der Themen des IBM-Symposiums. Weitere Informationen unter

www.ibm.com/at/symposium

Steckbrief



Johann Habinger ist Vertriebsdirektor von IBM Österreich. Foto: IBM

Mehr Durchblick trotz Beschleunigung

Serviceorientierte Software-Architektur ermöglicht flexible Implementierung und raschere Produktentwicklung.

Die Schweizer Großbank Credit Suisse und das österreichische Bundesrechenzentrum (BRZ) verbindet eine Gemeinsamkeit: Beide Organisationen entschieden sich dafür, das volle Potenzial serviceorientierter Architektur (SOA) auszuschöpfen. „Was SOA-Governance betrifft“, erklärt Günther Lang, verantwortlich für Business Development der Software AG, „wurde diese entwickelt, um mehr Flexibilität bei der Implementierung neuer Services zu ermöglichen und dadurch weit rascher als bisher neue Produkte entwickeln und auf dem Markt etablieren zu können.“

Beispielsweise betreibt Credit Suisse eine umfangreiche auf Großrechnern basierende Anwendungslandschaft mit zahlreichen Schlüsselapplikationen für das Private Banking. „Die Mainframe-Technologie ist für uns wichtig und soll noch mindestens weitere zehn Jahre Verwendung finden“, erklärt Andreas Kurmann, Director für Special Projects bei Credit Suisse, „doch die enge Kopplung der Mainframe-Applikationen erschwerte die Weiterentwicklung von Anwendungen untereinander.“ Um die bestehen-

den Anwendungen entkoppeln zu können, entschloss sich das Unternehmen, diese in eine serviceorientierte Landschaft zu überführen. Im ersten Schritt wurden die Großrechner-Applikationen in 90 unabhängige Applikationsgruppen aufgeteilt. Im Anschluss daran kam es zur Definition der für die Interaktion der einzelnen Applikationsgruppen geeigneten Schnittstellen. Kurmann: „Wichtig für die Nachhaltigkeit des Projekts ist es, dass wir die Informationen über die Anwendungen und die Schnittstellen in einem Interface Management System zentral hinterlegen.“

Zentrale Schaltstelle

Diese zentrale Aufgabe übernimmt bei Credit Suisse die SOA-Governance-Lösung Centra-Site der Software AG. In Centra-Site werden alle relevanten SOA-Bestandteile – diese reichen von der Dokumentation der Programme über die Definition der Schnittstellen bis hin zu User-Rechten und Service Level Agreements – gespeichert. Im September dieses Jahres wird die Implementierung von Centra-Site bei Credit Suisse abgeschlossen sein. Im nächsten

Projektschritt sollen bis zum Jahr 2008 Credit-Suisse- und Software-AG-IT-Spezialisten gemeinsam die neue SOA-Infrastruktur weiter umsetzen. Das System erhält auch eine Workflow-Komponente, die Entwickler bei der Erstellung neuer Applikationen unterstützt. Kurmann erklärt: „Basis unserer

Entscheidung, SOA einzusetzen, ist, dass wir dadurch unsere Geschäftsziele besser erreichen, Kosten senken sowie Risiken minimieren können.“ Die Credit Suisse verfolgt mit ihrer SOA-Initiative mehrere Ziele, etwa eine Steigerung der Erlöse mittels der durch SOA-Werkzeuge möglichen kürzeren

Produkteinführungszyklen. Erwartet werden auch Kostenreduzierungen für reguläre sowie auch unerwartete Programmänderungen.

Plattformunabhängig

Kurmann betont: „Wichtig ist uns, die Freiheit wieder zurückzugewinnen, zwischen Plattformen, nämlich Mainframe, Unix- oder Windows, wählen zu können.“ Vorteil ist, dass sich dadurch auch Lizenzgebühren für Großrechner-Software reduzieren lassen, da diese nach der Größe des Rechners berechnet werden. Die Lösung bei Credit Suisse umfasst auch zahlreiche SOA-Bestandteile, um mehr Transparenz für das Management herzustellen.

„Beispiel dafür ist die Entwicklungseffizienz“, erklärt Günther Lang von der Software AG, „da festgestellt werden kann, wie lange die Service-Entwicklung dauert. Der zweite Punkt betrifft die Service-Wiederverwendung, hierbei ermittelt das System die Anzahl der Aufrufe pro Service und Zeiteinheit und prüft, ob Services auch so benutzt werden, wie sie geplant waren.“ malech

www.softwareag.com/de



Maßgeschneiderte IT-Lösungen versetzen Credit Suisse in die Lage, Kundenservices zu optimieren. Foto: Credit Suisse

Special Innovation

Andreas Muther: „Wir wollen auch im Mittelstand die Standardlösung für ERP werden“, erklärt der Leiter der Business Unit Mittelstand bei SAP Österreich im Gespräch mit Universitätsprofessor Dietmar Kilian und *economy*.

Lösungen für die Mitte

Sonja Gerstl

economy: Weshalb brauchen mittelständische Unternehmen Standard-Enterprise-Resource-Planning-, also ERP-Software?

Andreas Muther: Höhere Qualität, günstigere Preise, noch besserer Service und das trotz immer kürzerer Lieferzeiten – wie Großunternehmen auch stehen mittelständische Unternehmen vor großen Herausforderungen. Wachstum, Flexibilität und globales Agieren – all dies gelingt nur mit moderner, integrierter Software, sprich: gutem Backbone und standardisierten Prozessen.

Kann ein mittelständisches Unternehmen, das Standardprozesse verwendet, sich überhaupt noch differenzieren?

Dietmar Kilian: Ja, sicher. Wichtig ist die Unterscheidung zwischen Standardprozessen und Prozessen, in denen man sich als Unternehmen differenzieren möchte. Da wird man erkennen, dass etwa 90 bis 95 Prozent ohnehin Standardprozesse sind. Diese fünf bis zehn Prozent Nicht-Standard-Prozesse kann man mit modernen Plattformen sehr einfach im System zusätzlich darstellen.

Früher hat man bei SAP an Großunternehmen gedacht. Mittlerweile ist SAP auch immer mehr in KMU, Klein- und mittleren Unternehmen, ein Thema. Wie stark sind Sie dort tatsächlich vertreten?

A. M.: Wir konnten den Mittelstand bereits von den Vorteilen der SAP-KMU-Lösungen überzeugen: 65 Prozent aller SAP-Kunden weltweit sind im Mittelstand zu finden. In Österreich ist es noch eindeutiger, hier kommen mittlerweile bereits 95 Prozent aller Kunden



Aufstiegshilfe: Maßgeschneiderte ERP-Software kostet nicht die Welt und erleichtert Klein- und mittleren Unternehmen den Wettbewerb auf dem globalen Markt. Foto: Bilderbox.com

aus dem Bereich Mittelstand. Von zirka 3000 adressierbaren kleinen und mittleren Unternehmen in Österreich sind schon fast ein Drittel unsere Kunden. Kein anderer ERP-Anbieter kommt auch nur annähernd an diese Zahlen heran.

ERP-Einführungen sind ja nicht gerade aus der Portokasse zu bezahlen. Können sich das kleinere Unternehmen überhaupt leisten?

D. K.: Die größeren, bekannten Software-Häuser bieten dem Mittelstand Pakete an, die bereits an unterschiedlichste Branchenbedürfnisse angepasst und damit rasch implementierbar sind. Die dadurch sehr geringen Einführungskosten sind im Vergleich zum Nutzen fast schon vernachlässigbar. Durch meine Beratungstätigkeit sehe ich, dass ERP immer mehr zum Thema für den Mittelstand wird.

Wie kann SAP nun die unterschiedlichsten Anforderungen von KMU erfüllen? Oder anders gefragt: Was kann SAP, was andere nicht können?

A. M.: Einer unserer entscheidenden Vorteile ist unser großes Partnernetzwerk: SAP-Partner sind Unternehmen, die unsere Kunden bei der Auswahl der geeigneten Software beziehungsweise der Einführung von

SAP-Software und deren Betrieb unterstützen. SAP-Know-how, Branchenerfahrung und Professionalität bilden wesentliche Kriterien für die Auswahl und Zertifizierung unserer Partner. Ihr Leistungsspektrum reicht von der Analyse und Konzeption über Projektmanagement und Implementierung bis hin zu Maßnahmen wie Reengineering oder Change Management. Gemeinsam mit fokussierten Branchenpartnern, die sich in ihren Branchen hervorragend auskennen, entwickeln wir für den Mittelstand maßgeschneiderte SAP-Lösungen. Derzeit gibt es für insgesamt 21 Branchen Mittelstandspartner mit entsprechenden Lösungen, die auf SAP-Software basieren und die Anforderungen von Klein- und Mittelbetrieben ideal erfüllen. So können wir unter anderem Lösungen für Bereiche wie Energieversorgung, Anlagenbau, metallverarbeitende Industrie, Bauwirtschaft oder Logistikdienstleistungen anbieten.

Herr Kilian, wer wird denn die ERP-Schlacht langfristig für sich entscheiden können?

D. K.: Bedingt durch die Globalisierung und durch Übernahmen werden die großen Standardanbieter, wie etwa SAP, und die eher kleinen Nischenanbieter, die etwa für Seilbahnen Spezial-

lösungen entwickeln, überleben. Mittelgroße ERP-Anbieter, die sich nicht differenzieren können, werden mittelfristig nicht mehr auf dem Markt sein. Das hat man ja auch am Beispiel Semiramis gesehen.

Abschließende Frage an Sie, Herr Muther: Welche Ziele hat sich SAP im Laufe der nächsten Jahre für den Mittelstand gesetzt?

A. M.: Unser Ziel ist ganz klar: Wir wollen auch im Mittelstand die Standardlösung für ERP werden. Oder lassen Sie es mich so sagen: Man kauft ja auch kein Klebeband, sondern Tixo. Dort wollen wir hin.

www.sap.at

Jolly Joker

Schreibwarenfabrik stellt auf SAP um.

Die Brevillier-Urban Schreibwarenfabrik GmbH, besser bekannt unter dem Markennamen „Jolly“, erzeugt und vertreibt ein vielfältiges Sortiment an Grafit- und Farbstiften, Deckfarben, Wachsmalkreiden, Faserstiften und seit Kurzem auch Karten und Brettspielen. Im Zuge der Konzernintegration von „Jolly“ in die Kirchdorfer Gruppe wollte man die bestehende ERP-Lösung durch eine neue ablösen. Das Unternehmen entschied sich für die SAP-All-in-One-Branchenlösung in Kombination mit IT-Manufacturing. Projektziele waren eine deutliche Prozessverbesserung, Erhöhung der Effizienz und Transparenz sowie eine durchgängige Systembetreuung für die gesamte Firmengruppe. Erreicht wurde das, indem einerseits alle betriebswirtschaftlichen Prozesse in einem System vereint wurden, was nicht nur den Verwaltungsaufwand ganz erheblich reduzierte. Das integrierte System erleichtert darüber hinaus auch Controlling und Buchhaltung und bietet zusätzliche Analysemöglichkeiten bezüglich des gesamten Unternehmens. www.jolly.at



Geordnete Verhältnisse dank ERP-Lösung. Foto: Bilderbox.com

Info

● **ERP.** Der Begriff „Enterprise Resource Planning“ (ERP) bezeichnet die unternehmerische Aufgabe, sämtliche in einem Unternehmen vorhandenen Ressourcen – von Kapital bis Personal – möglichst effizient für den betrieblichen Ablauf einzusetzen. Der ERP-Prozess wird in Unternehmen heutzutage häufig durch Standard-Software, wie beispielsweise ERP-Systeme von SAP, unterstützt. Die Systeme selbst unterscheiden sich hauptsächlich in ihrer branchenspezifischen Ausrichtung, der Skalierbarkeit bei unterschiedlichen Unternehmensgrößen und den zum Einsatz kommenden Technologien. Ein Trend bei ERP-Systemen geht in Richtung webbasierte Produkte.

Steckbrief



Dietmar Kilian ist Unternehmensberater und Professor am Fachhochschulstudiengang Wirtschaft & Management und Management & IT am MCI Management Center Innsbruck. Foto: MCI

Steckbrief



Andreas Muther ist Leiter der Business Unit Mittelstand bei SAP Österreich.

Foto: SAP

Special Innovation

Otto Petrovic: „Das Handy bietet mehr Nutzungsmöglichkeiten als nur damit zu telefonieren. Unternehmen sind gefordert, neue Services zu entwickeln und auch in der mobilen Marktforschung einzusetzen“, erklärt der Wirtschaftsinformatiker und Vorstandsvorsitzende des Kompetenzzentrums Evolaris.

Das Handy, das alles kann

Manfred Lechner

economy: Existiert in anderen Ländern ein weit umfassenderes Angebot an Handy-Services als in Österreich?

Otto Petrovic: Japan ist diesbezüglich weltweit die Nummer eins. Renner sind News-, Sport- und Erotik-Services. Immer stärker werden aber auch Kundenbindungsprogramme vom Mobiltelefon unterstützt. Vorteil ist, dass alle japanischen Services nicht per SMS, sondern über das mobile Internet angeboten werden und die Kosten für den Netzzugang per Handy weit geringer als in Österreich sind. Das mobile Internet steht nun auch in Österreich in den Startlöchern. Zu erwarten ist, dass in den nächsten Jahren bei uns eine Flatrate wie in Japan kommen wird, die Datentransfer zu einem Fixpreis ermöglicht. Darüber hinaus werden

Info

● **Evolaris.** Das Kompetenzzentrum Evolaris optimiert in Zusammenarbeit mit Unternehmen den Nutzen von webbasierten und mobilen Anwendungen – ausgehend von der ersten Idee über die Umsetzung bis hin zur Erfolgskontrolle. Es schließt die Lücke zwischen Marketing und IT sowie zwischen Forschung, Entwicklung und Umsetzung. Im Mittelpunkt dieser Arbeiten steht die Unterstützung des Kundenbeziehungsmanagements mit dem Mobiltelefon. Jährlich werden 4 Mio. Euro in Forschung, Entwicklung und Erprobung investiert.

Handys sogar zusätzlich mittels integriertem Extra-Chip als Bezahlgeräte genutzt.

Wieso gibt es das noch nicht in Österreich?

Bis zur Umsetzung wird es noch einige Jahre dauern. Dazu müssen erst entsprechende Geschäftsmodelle geschaffen werden, denn Mobilfunkunternehmen verdienen an der Übertragung der Daten, was beim Bezahlen mittels Extra-Chip nicht der Fall ist. Japanische Unternehmen haben dies so gelöst, dass sie Banken und Kreditkartenunternehmen aufkauften.

Welche Vorteile können von Unternehmen genutzt werden?

Angesichts der Tatsache, dass 90 Prozent der Bevölkerung Mobiltelefone nutzen und diese für die junge Generation selbstverständlicher Bestandteil des Lifestyles sind, zeigt sich das enorme Potenzial. Erstmals steht nun ein direkter Kommunikationskanal „in Kopf und Herz“ von Konsumenten zur Verfügung. Die Möglichkeiten, neue Kunden zu gewinnen, bestehende besser zu binden und ihnen zusätzliche Leistungen zu verkaufen, erreichen eine neue Dimension.

Wie viel SMS werden täglich versandt?

Österreichweit sind es rund sechs Mio., was zeigt, dass es sich dabei um eine voll in den Alltag integrierte Kommunikationsschiene handelt.

Sind heimische Unternehmen auf den zu erwartenden Boom mobiler Services vorbereitet?



Unternehmen können das Handy als zusätzliche Kommunikationsschiene verwenden, um Kunden mit maßgeschneiderten Angeboten besser zu servieren. Foto: Bilderbox.com

Viele arbeiten daran, um Erfahrungen zu sammeln. Wichtig ist, jetzt überschaubare Pilotprojekte – mit einem klaren Masterplan im Hinterkopf – zu starten; nicht einfach SMS zu verschicken, sondern gezielt Kundenbindungsprogramme via Handy zu unterstützen.

Wird das Handy auch in der Marktforschung genutzt?

Vorteil mobiler Marktforschung ist, Kunden situationsbezogen ansprechen zu können, etwa Fahrgäste direkt an der Haltestelle zu befragen. Bei un-

seren Umfragen für Mobilkom Austria, die Grazer Stadtwerke und die Steirische Raiffeisenlandesbank stellte sich heraus, dass die Form der Befragung vor allem bei den Unter-40-Jährigen auf hohen Zuspruch stößt. Um ein solches Projekt erfolgreich durchführen zu können, bedarf es sowohl technologischer als auch marktforscherischer Kernkompetenzen, die wir in die Entwicklung unseres eigens dafür entwickelten Tools „Mobe Market Research“ einfließen ließen.

www.evolaris.net

Steckbrief



Otto Petrovic, Vorstandsvorsitzender von Evolaris.

Foto: Evolaris



Das Special Innovation wird von der Plattform economyaustria finanziert. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy. Redaktion: Ernst Brandstetter

Special Innovation

Christian Schiller: „Die Zukunft gehört sicherlich den mobilen, interaktiven Portalen wie dem Handy oder dem PDA, auf denen man zahlreiche Sekundärinformationen anzeigen und mit verschiedenen Services verknüpfen kann“, erklärt der Senior Scientist bei den ARC Research Studios Austria.

Vor Apotheke rechts abbiegen

Sonja Gerstl

economy: Einer Ihrer Forschungs- und Entwicklungsschwerpunkte sind sogenannte Mobilitätsinformationssysteme. Was können diese, und was zeichnet sie aus?

Christian Schiller: Es gibt zweierlei Mobilitätsinformationssysteme. Die einen beziehen sich auf den Individual-, die anderen auf den öffentlichen Verkehr. Beim Individualverkehr geht es im Wesentlichen um die Auto-Routenplanung. Beim öffentlichen Verkehr geht es um Fahrpläne, daher werden meist Online-Lösungen angeboten, bei denen man entsprechende Eingabefelder ausfüllt und in weiterer Folge die gewünschten Fahrplaninformationen in tabellarischer Form erhält. Was uns bislang fehlt, sind Mobilitätsinformationssysteme, die diese beiden „Welten“ intelligent verknüpfen, sogenannte „intermodale Systeme“.



In Zukunft sollen Navigationssysteme wesentlich mehr können als uns lediglich den Weg zu weisen. Foto: Bilderbox.com

Auf welcher Technologie basieren diese Systeme?

Von der technischen Implementierung her gibt es unzählige Möglichkeiten – da kann man nicht wirklich ein Patentrezept angeben. Es gibt Implementierungen, die auf der Rechner-

seite Software benötigen, und solche, die keine zusätzliche Software benötigen. Entscheidend sind viel mehr die Informationen dahinter. Also: Wo verlaufen Straßen, Einbahnen und Fahrverbote? Wo befinden sich die Schnitt- und Um-

stiegspunkte oder freie Parkplätze? Und natürlich gibt es eine große Menge möglicher Zusatzinformationen.

Wie schaut es in puncto Usability dieser Systeme aus? Benutzerfreundlicher sind doch sicher jene, wo nicht allzu große Vorbereitungsarbeiten – sprich: zusätzliche Installation von Software – notwendig sind?

Oft hat man die benötigte Software bereits installiert. Zum Beispiel einen Flash-Player. Aber es gibt auch zahlreiche Netzwerke, vor allem im öffentlichen Bereich, die streng abgeschottet sind. Netzwerke, in denen der User keine Chance hat, etwas zu installieren, oder weil die Firewall derlei einfach nicht durchlässt. Die Sicherheitsanforderungen in Netzwerken werden ja generell immer strikter. Genau dafür bieten sich natürlich Systemlösungen an, für die keine Extra-Software notwendig ist.

Eines Ihrer jüngsten Projekte ist „Xeismobil“, ein regionales Mobilitätsinformationssystem. Welche speziellen Anforderungen erfüllt dieses?

Das „Xeismobil“-Projekt ist ein von der Europäischen Union gefördertes Verkehrsprojekt unter der Leitung von Werner Huber. Eingereicht wurde es von 16 Gemeinden, die sich zusammengeschlossen haben, um den öffentlichen Verkehr in alpinen Regionen zu erhalten beziehungsweise zu verhindern, dass es zu weiteren Streckeneinstellungen und einer weiteren Ausdünnung des öffentlichen Verkehrs in der Region kommt. Unser Part dabei war es, gemeinsam mit der Firma „Multimedia-Plan“ ein benutzerfreundliches, realitätsnahes Mobilitätsportal zu schaffen, wo sämtliche Informationen zum öffentlichen Verkehr der Region, aber auch zum Tourismus abgefragt werden können. Und das ist uns gelungen.

Sanfter Tourismus per Internet

Ein Mobilitätsprojekt soll den öffentlichen Verkehr im steirischen Gesäuse stärken.

„Xeismobil“ ist ein von der Europäischen Union gefördertes Verkehrsprojekt, für das sich insgesamt 16 steirische Gemeinden – Admont, Altenmarkt, Arding, Eisenz, Gams, Hall, Hieflau, Johnsbach, Landl, Palfau, Radmer, St. Gallen, Vordernberg, Weißenbach an der Enns, Weg und Wildalpen – zusammengeschlossen haben. Ziel des ambitionierten Vorhabens ist die Erhaltung des öffentlichen Verkehrs in der Region Gesäuse („Xeis“), Eisenwurzen und Erzbergland.

Durch das Angebot an umweltverträglichen Verkehrsvarianten soll zudem der autofreie Tourismus in der Region forciert werden – unter anderem die Anreise und Erkundung der Region mit öffentlichen Verkehrsmitteln. ARC Seibersdorf Research entwickelte dafür ein GIS-basiertes Mobilitätsinformationssystem. Über eine implementierte Satellitenbild-Karte werden touristisch relevante Informationen (Hotel, Gastronomie, Ausflugsziele, Wanderwege und so weiter) und anderes Wissenswertes (Ärzte, Nahversorgung, Dienstleistungsbetriebe und so fort) in kartografisch-intuitiver Form angeboten. An jedem geografischen Punkt ist dabei die punktgenaue Information über

Fahrpläne und Routenplanung des öffentlichen Verkehrs abrufbar. Besonderes Augenmerk wurde auf die leichte Bedienbarkeit des Portals gelegt. Christian Schiller, Forschungsleiter bei ARC: „Die einfache Abfrage der öffentlichen Verkehrsinforma-

tion war beziehungsweise ist einer der Hauptaspekte des Projekts. Es sollte ja schließlich eine Attraktivierung des öffentlichen Verkehrs stattfinden und eine weitere Ausdünnung verhindert werden. Das ist, soweit man das bis jetzt sagen kann,

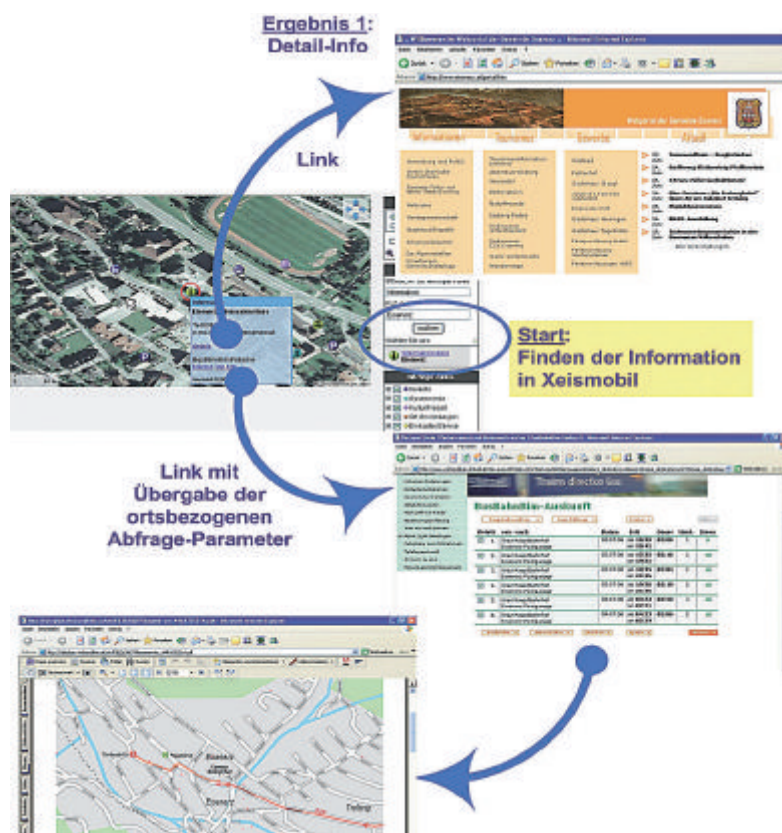
gelungen. Es sind sogar ein paar neue Zugverbindungen dazugekommen.“

Gestartet wurde „Xeismobil“ im Jahr 2004, seit einem Jahr ist die interaktive Landkarte online. Die Informationen können wahlweise auf einem Satellitenbild/Luftbild oder einer Landkarte angezeigt werden. Farbige Piktogramme weisen auf wichtige Punkte hin. „Xeismobil“ gilt als Vorzeigeprojekt für innovative Mobilitätsinformationssysteme. Die Anwendungsgebiete des von ARC Seibersdorf Research entwickelten Systems sind vielfältig und reichen von Tourismusinfo, Fremdenverkehrswerbung, Regionalverbänden, Gemeinden, Verkehrsbetrieben bis hin zur Überwachung für Abwässerverbände und Leitungsbetreiber.

Leichte Bedienbarkeit

In Entwicklung befindet sich ein intermodaler Routenplaner. Dieser ermöglicht zusätzlich die Planung und Anzeige der Reise mit verschiedenen Verkehrsmitteln (privat und öffentlich). Dabei werden sowohl alternative Routenvorschläge und Szenarien als auch die entsprechenden Umstiegspunkte ausgewiesen. sog

www.arcs.ac.at
www.xeismobil.at



Punktgenaue Mobilitätsinformationssysteme wie „Xeismobil“ überzeugen durch Benutzerfreundlichkeit. Foto: ARC

Welches zukünftige Potenzial steckt in Mobilitätsinformationssystemen?

Die Zukunft gehört sicherlich den mobilen, interaktiven Portalen – wie dem Handy oder dem PDA (Personal Digital Assistant, Anm.), auf denen man zahlreiche Sekundärinformationen anzeigen und mit verschiedenen Services – Online-Ticketkauf und so weiter – verknüpfen kann. Ein weiterer Trend geht in Richtung Realitätsnähe, zum Beispiel durch Luftbilder und die dreidimensionale Darstellung von Routen. Auch was die verbalen Instruktionen angeht. Noch heißt es ja: „Nach 300 Metern rechts abbiegen.“ Aber wer weiß schon, wie lange 300 Meter sind? Künftig könnte es heißen: „Vor der Apotheke bitte rechts abbiegen.“ Die Systeme sollten mittelfristig so arbeiten können, wie das menschliche Gehirn denkt.

Steckbrief



Christian Schiller ist Senior Scientist bei den ARC Research Studios Austria.

Foto: ARC

Wirtschaft

Das Geschäft mit der Angst

Hohe Einbruchszahlen sowie Personal- und Budgetnot bei der Polizei sind willkommenes Kraftfutter für private Bewachungsunternehmen. Das Geschäft mit der Angst vor Kriminalität floriert. Größter Auftraggeber der Security-Unternehmen ist der Handel. Denn der Schaden durch Ladendiebstahl ist enorm.

Astrid Kasperek

„Bis die Polizei da ist, haben die Gfrasta schon längst mein Geschäft ausgeräumt und sind getürmt.“ Die Angst vor Ladendiebstahl, Einbrüchen und Überfällen sitzt bei den Geschäftsleuten der Wiener Innenstadt tief. Um solche Horror-szenarien zu vermeiden, nimmt der Inhaber einer kleinen Nobelboutique in der Wiener Innenstadt die Dienste eines privaten Sicherheitsunternehmens in Anspruch. 135 Betriebe im ersten Wiener Gemeindebezirk haben sich vor drei Jahren zusammengeschlossen, um sich die Kosten für dieses Sicherheitsservice zu teilen. Von 4000 Euro, die ein Einzelbetrieb dafür berappen müsste, reduziert sich der Betrag so auf 120 Euro pro Betrieb und Monat.

Vier Sicherheitsleute der Firma Securitas – sogenannte Serviceguards – patrouillieren während der Geschäftszeiten durch die Innenstadt. Sie sind via Sendeanlage mit dem Kunden verbunden und per Knopfdruck jederzeit erreichbar. „Im Notfall kann der Wachdienst innerhalb von 30 bis 90 Sekunden an Ort und Stelle sein“, verspricht Securitas-Geschäftsführer Martin Wiesinger seinen Kunden.

Sichere Wachstumsbranche

Obwohl Österreich nach wie vor zu den sichersten Ländern der Welt gehört, hat sich der anfänglich mit einem unseriösen Image behaftete private Sicherheitsmarkt zu einer anerkannten florierenden Wachstumsbranche entwickelt. 220 Bewachungsunternehmen mit mehr als 8000 Mitarbeitern erzielen einen jährlichen Gesamtumsatz von 225 Mio. Euro. Das jährliche Wachstum der Branche liegt zwischen fünf und sieben Prozent.

70 Prozent des Marktes werden von den vier größten österreichischen Bewachungsfirmen abgedeckt: G4S Security Services AG, Österreichischer Wachdienst (ÖWD), Securitas und Siwacht. Detektive, Alarmanlagen, Videosysteme zur Überwachung, Diebstahlsicherungen auf Waren, elektronisches Zutrittssystem – alles ist zu haben. Die angebotenen Dienstleistungen reichen von einfachen Portierdiensten, Personen- und Gepäckkontrollen

auf Flughäfen, Objektschutz (zum Beispiel Botschaften) und Geldtransporten bis zur Betreuung von Großveranstaltungen und Parkraumüberwachung. Die Produkt- und Dienstleistungspalette der privaten Bewachungsunternehmen ragt längst über Portierlogen und Nachtwachen hinaus. So werden beispielsweise die Fußfesseln von Straftätern, die nicht in der Zelle, sondern daheim ihre Strafe absitzen dürfen, nicht polizeilich, sondern durch die Firma Securitas kontrolliert. Auch die Gemeinden greifen vermehrt für kommunale Dienste auf private Unternehmen zurück. Fahr-scheinkontrollen in den Grazer Öffis sind in privater Hand, ebenso wie Radarmessungen auf Dorfstraßen in Schullnähe.

Alarmanlagen und Kameras

Immer mehr Aufgaben aus dem Bereich der präventiven und konkreten Gefahrenabwehr werden ausgelagert, zur Freude des privaten Sicherheitsmarkts. „Die Exekutive kann sich auf ihre Kernaufgabe, nämlich die Verbrechensbekämpfung, konzentrieren, denn Tätigkeiten wie die Bewachung von Botschaften müssen nicht unbedingt von Polizeibeamten durchgeführt werden“, meint Harald Neumann, der Vorstand der G4S Security Services AG.

Dass der private Sicherheitsmarkt seinen Aufwärtstrend fortsetzen wird, davon ist auch Christina Sarraf, die Generalsekretärin des Verbandes der österreichischen Sicherheitsunternehmen, überzeugt. Das Image der Branche habe sich stark verbessert. Neben Ausbildungsstellen mittels EU-Fördergeldern trage aber hauptsächlich die Unzufriedenheit



Security-Service bei Groß-Events gehört zum Hauptgeschäft privater Sicherheitsunternehmen. Für die „Euro 2008“ sind ihre Dienste unentbehrlich, die Verträge bereits unterzeichnet. Foto: ÖWD

der Geschäftsleute mit dem unzureichenden staatlichen Schutz durch die Exekutive dazu bei, dass vermehrt private Sicherheitsdienstleister in Anspruch genommen werden.

Die Polizeipräsenz auf der Straße ist geschrumpft, das subjektive Sicherheitsgefühl der Bevölkerung sinkt. Alarmanlagen und Überwachungskameras müssen Abhilfe schaffen und das strenge Auge des Gesetzes ersetzen. Im Vorjahr wurden in Österreich 7930 Alarmanlagen im Wert von 28,2 Mio. Euro verkauft. Dass das Gros der Alarmanlagen nach wie vor mit einer direkten Schaltung zur Polizei installiert wird, ist dem ehrgeizigen Securitas-Chef ein Dorn im Auge. „95 Prozent aller Alarme sind Fehlalarme“, erklärt er. „Private haben professionelle technische Systeme, um Feh-

ler auszuschließen. Die Anlagen sind zertifiziert, die Qualität stimmt. Die Polizei muss bei jeder Alarmmeldung hinfahren, nachschauen, kann aber nix tun, weil sie keinen Schlüssel hat. Für jeden Fehlalarmeinsatz muss der Kunde jedoch bezahlen“, sagt Wiesinger.

„Das ist eine völlig falsche Darstellung“, ärgert sich Josef Janisch vom kriminalpolizeilichen Beratungsdienst Wien. „Oft werden bewusst solche Falschinformationen verbreitet. Die privaten Schlaumeier-Firmen wollen nur Geld verdienen und Aufträge für Alarmsysteme fischen. Richtig ist: Die Schaltung der Alarmanlage zur Polizei kostet gar nix, keine Anschlussgebühren, keine sonstigen Gebühren.“ Die Kosten für Fehlalarme seien gestaffelt, je nach Art und Weise des Alarms

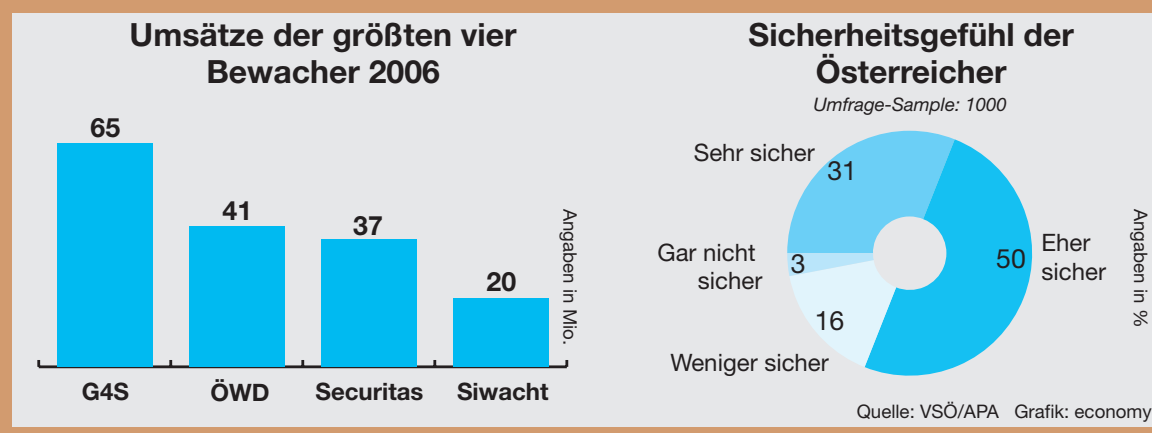
liegen sie zwischen 107 und 180 Euro. Der Wohnungs- oder Hausinhaber muss Verantwortliche angeben, wo Schlüssel deponiert sind, es wird eine Skizze des Hauses angefertigt, in der Zufahrtswege rund ums Haus eingezeichnet sind, um etwaigen Tätern den Fluchtweg abschneiden zu können. „Es gibt also detaillierte Betreuungspläne. Von einem ‚Die Polizei kann nix tun‘ ist das weit entfernt“, stellt Janisch klar.

Bedrohlicher Ladendiebstahl

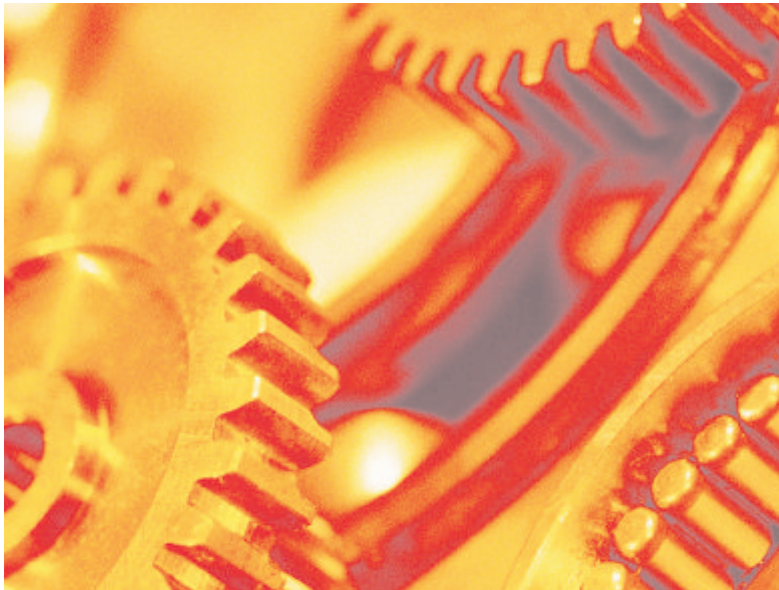
Fakt ist: Der Trend zur Alarmanlage hält an. Die wichtigste Kundengruppe: der Handel. „Im Handel ist die Investition in Sicherheit durch Überwachung ein Muss, um Ladendiebe abzuschrecken“, betont Roman Seeliger, Geschäftsführer der Bundessparte Handel in der Wirtschaftskammer. Er beziffert den durchschnittlichen Schaden durch Ladendiebstahl mit 1,5 Prozent des Umsatzes. „Wenn man bedenkt, dass der Gewinn vieler Geschäfte ein bis drei Prozent des Umsatzes ausmacht, können 1,5 Prozent Schwund vernichtende Auswirkungen haben“, sagt Seeliger.

Als Stiefkind der boomenden Bewachungsdienste gilt unisono der Bodyguard. Höchstens zwei- bis dreimal pro Jahr gibt es Aufträge zum persönlichen Schutz von berühmten Stars oder Wirtschaftsbossen aus dem Ausland.

Bewachungsmarkt



Notiz Block



Sichere Produkte aus China

Fast die Hälfte aller beanstandeten Verbraucherprodukte in der EU stammt aus China. Darunter sind Spielzeug, Elektrogeräte und Kosmetika. Neuerdings auch Zahnpasta, die einen giftigen Stoff aus Frostschutzmitteln enthalten haben soll. China will nach Angaben der EU-Kommission Verbraucherprodukte, die in großen Mengen auf den EU-Markt kommen, sicherer machen. Im Oktober 2007 wolle Chinas Regierung der EU dazu einen Bericht vorlegen, erklärte EU-Verbraucherkommissarin Meglena Kuneva nach einem Treffen mit Regierungsvertretern in Peking. Detailliert will China darlegen, wie es gegen gefährliche Produktfälschungen vorgehe und was bei Produktwarnungen aus Europa unternommen werde.

Schwarzmarkt für Lückeninformation

Wehe dem, der öffentlich einbekennen muss, dass sein Unternehmensnetz von außen geknackt wurde oder dass einfach nur ein Computerprogramm eine Sicherheitslücke aufweist. Professionelle Software-Experten bieten Herstellern, deren Software über eine Sicherheitslücke verfügt, nun ihre Dienste an. Mit einem Dankeschön begnügen sich die Programmierer nicht mehr – sie wollen Bares gegen ihre Informationen. Je nach Schwere der Sicherheitslücke sollen Unternehmen bereit sein, mehrere Hunderttausend US-Dollar für derartige Informationen zu bezahlen. Denn: Ein Schwarzmarkt für Informationen von Sicherheitslücken über Programme von Microsoft, Cisco Systems und anderen Herstellern existiert schon länger. Wer im Besitz der Information ist, kann etwa in Computernetzwerke einbrechen, Informationen stehlen oder fremde Computer für andere Zwecke nutzen. Das Sicherheitsunternehmen I-Defense, das inzwischen zu

Verisign gehört, hat vor rund fünf Jahren ein Programm gestartet, bei dem Forscher für Hinweise auf derartige Lücken bezahlt werden. Tipping Point von 3-Com folgte mit einem ähnlichen Ansatz. Beide arbeiten mit den Software-Herstellern zusammen, um eine Lösung zu finden, bevor die Lücke publik gemacht wird.

Wachstum geht an Bevölkerung vorbei

Eine boomende Ökonomie ist noch lange kein Garant dafür, dass das erwirtschaftete Vermögen auch bei denen landet, die ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Das gilt insbesondere für die beiden Staaten China und Indien. Im Vergleich zu den anderen 23 Ländern in Südostasien wachsen die Volkswirtschaften beider Staaten überdurchschnittlich, während der Pro-Kopf-Konsum weiter gesunken ist, lautet das Studienergebnis der Asiatischen Entwicklungsbank (ADB) mit Sitz in Manila. Die durchschnittliche Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts (BIP) lag im vergangenen Jahr in Südostasien demnach bei 8,8 Prozent. In Indien lag die Rate bei 9,4 Prozent, in China sogar bei fast elf Prozent. China und Indien trugen gemeinsam fast zwei Drittel zum BIP der 23 südostasiatischen Länder bei. Anstatt die oberen Ränge bezüglich Lebensstandard zu belegen, sind China und Indien aber auf Platz 15 und 17 zurückgefallen. Grundlage für das Ranking bildet der Konsum pro Haushalt, der auch die staatlichen Ausgaben pro Haushalt für Bereiche wie Bildung und Gesundheit beinhaltet. Die ersten fünf Plätze im Hinblick auf den Lebensstandard belegen Hongkong, Taiwan und Singapur sowie Brunei und Macao. „Es besteht die Sorge, dass das Wachstum die Armut nicht wirklich reduziert“, heißt es in der Studie. Die ADB fordert daher öffentliche Investitionen und institutionelle Reformen. *APA/red*

Die Kraft der feinen Klauseln

Wer glaubt, er sei mit einer Standard-Rechtsschutzversicherung vor Anwaltskosten und gerichtlichen Aufwendungen geschützt, erlebt oft sein blaues Wunder: Klauseln können heimtückisch sein.

Antonio Malony

Die Werbung ist das eine, die Realität das andere. Bei wenigen anderen Versicherungsprodukten sind Vertragsbedingungen so vertrackt wie bei einer Rechtsschutzversicherung. Für Konsumenten heißt das: Das einfache Prinzip, eine Rechtsschutzversicherung abzuschließen und dann in vorbestimmtem Umfang vor Prozess- und Gutachterkosten sowie Anwaltsgebühren gefeit zu sein, ist ein reines Glücksspiel.

Diese Ansicht wird auch unter Rechtsanwältinnen geteilt: Markus B., Anwalt in einer Wiener Sozietät mit den Schwerpunkten Immobilien- und Wirtschaftsrecht, der aber aus Gründen der Beziehungspflege zu den Versicherern „lieber nicht“ genannt werden will, rät seinen Mandanten gleich vorneweg ab, sich auf die Deckungen der Rechtsschutzversicherungen zu verlassen: „Man findet sich schon als Anwalt nicht mehr im Dickicht der Vertragsbedingungen zurecht. Wie soll das erst dem Klienten möglich sein?“

In der Tat lässt sich das anhand der Detailbedingungen eines Uniqa-Rechtsschutzes ablesen. Allein das Beiblatt zur Polizza umfasst mehr als 40 Seiten Kleingedrucktes. Bei

genauerem Studium ist zu erkennen, dass verschiedene Versicherungsbedingungen so abgefasst sind, dass sie einander gegenseitig ausschließen. Umfasst etwa ein Paragraph Rechtsschutz für Miet- und Wohnangelegenheiten, heißt es in einem anderen, dass sämtliche Streitigkeiten „in Zusammenhang mit dem Erwerb einer Wohnung“ vom Schutz ausgeschlossen sind. Wird in einer Bedingung noch „umfassender Prozessschutz“ gewährt, gilt dies wiederum für andere Bereiche nicht. Ähnliche Konstruktionen gibt es auch für den Schadenersatzrechtsschutz; im Familienrechtsschutz sind zum Beispiel Scheidungsfälle dezidiert ausgenommen.

Nichts ist vollkommen

Wie harmonisiert das mit den Werbesprüchen à la „Mit unserem Rechtsschutz können Sie getrost Ihre rechtlichen Interessen wahren, ohne gleich an die Kosten zu denken?“ oder „Mit der Versicherungssumme können auch kostenintensive Prozesse geführt werden?“

Anwalt B. meint, dass man auf die Rechtsschutzversicherung auch gut und gerne verzichten könne, es sei denn, man wolle gegen Standardprobleme abgesichert sein, etwa im Falle

eines Berufungsverfahrens wegen Schnellfahrens oder bei Gewährleistungstreitigkeiten mit Handwerkern. Sobald es komplizierter und aufwendiger werde, schalte die Versicherung meistens auf stur und vergrabe sich in den Vertragsbedingungen.

Die Sachbearbeiter der Versicherungen sehen das naturgemäß anders: „Es gibt eben keinen vollkommenen Rechtsschutz“, heißt es. Da das Rechtssystem hochkomplex sei, müssten eben auch die Bedingungen der Versicherungen darauf abgestimmt sein. Was dazu führt, dass Anfragen zur Kostenübernahme überwiegend vorsorglich abgeschmettert werden, meist mit der Formel: „Gemäß Art. soundso der ARB besteht Versicherungsschutz nur insoweit ..., wir können daher keinen Versicherungsschutz gewähren und bitten um Verständnis.“ Wer sich die Zeit nimmt, die ARB (Allgemeine Rechtsschutzbedingungen) genau zu studieren, wird schnell auf die oben angeführten wechselseitigen Ausschlussbedingungen stoßen. Mit etwas Hartnäckigkeit und der gebotenen Empörung gelingt es vielleicht, die Versicherung von der Absurdität ihrer Ablehnung zu überzeugen und die Leistung auf dem „Kulanzweg“ abgeboten zu bekommen.

Zahlenspiel – Sicherheit



• So groß das Angebot für *Sicherheitssoftware* ist, so wenig zu vergleichen sind die Preislisten der Anbieter. Der professionelle Schutz vor Viren, unerwünschter Software (Spyware) sowie eine virtuelle Schutzmauer (Firewall) kosten zwischen 28,56 und 46,91 Euro pro Computer. Wer es billiger haben will, bekommt Freeware gratis aus dem Internet.

• Das Geschäft ist Unternehmen gelegentlich viel *Schmiergeld* wert. Die Weltbank schätzt, dass eine Billion US-Dollar (746 Mrd. Euro) pro Jahr für Bestechungsgelder bezahlt wird.



• Um die Sicherheit für US-Soldaten im Kampfeinsatz zu verbessern, veranstaltet das US-Verteidigungsministerium einen Wettbewerb. Gesucht wird ein *Energiesystem*, das im Kampfanzug eingebaut vier Tage lang ununterbrochen 20 Watt Leistung mit einer Spitzenbelastung bis 200 Watt liefert und höchstens vier Kilo wiegt. Die beste Idee wird mit einer Mio. US-Dollar prämiert, 500.000 und 250.000 US-Dollar bekommen die Tüftler auf Rang zwei und drei.

• Zwei Mrd. Euro kostet ein *Flugzeugträger*, den Frankreich und Großbritannien gemein-

sam bauen wollen, um die „europäische Verteidigung“ zu sichern. Für Frankreich wäre dies der zweite Flugzeugträger.

• 2,2 Mrd. Euro bekommt Österreichs *Verteidigungsminister* Norbert Darabos aus dem Bundesbudget. Das entspricht einem Plus von 30,4 Prozent gegenüber 2006. Die Ausgaben für die Landesverteidigung belaufen sich auf 3,16 Prozent vom Gesamtbudget.



• 175 US-Dollar (128 Euro) kostet der *Laptop XO*, den Nicholas Negroponte vom Massachusetts Institute of Technology in den USA entwickelt

hat, um den Armen in der Dritten Welt eine Zukunft fürs Lernen zu sichern. Der robuste, gegen Wasser geschützte Computer braucht nur zwei Watt. Per Fußpedal oder über Sonnenkollektoren wird der Akku aufgeladen. Ab 2008 soll der XO 100 US-Dollar kosten.

• 1,5 Mio. Menschen sterben weltweit bei *Verkehrsunfällen*, 50 Mio. werden verletzt. Die Weltgesundheitsorganisation WHO erwartet eine Zunahme der Opfer um bis zu 65 Prozent bis 2024. Die Gesundheitskosten und die Sachschäden bei Verkehrsunfällen werden auf 376 Mrd. Euro geschätzt. *jake*

Kommentar

Thomas Jäkke

Die Aufrüstung zur Sicherheit



In Australien werden Zuwanderer neuerdings zu ihrer Glaubenssicherheit befragt. Der religiöse Fingerabdruck ist notwendig, um als Migrant einreisen zu dürfen. Und die USA wollen neuerdings schon lange vor der Abreise wissen, wo man zu logieren gedenkt. Viel wichtiger scheint aber zu sein, wo man sein Geld ausgibt, denn die Kreditkartenbuchungen sollen ebenso 1:1 an die US-Behörden durchgegeben werden. Isst jemand koscher, könnte er ja verdächtig sein. Isst jemand kein Schweinefleisch, trinkt er in einer Bar einen antialkoholischen „Sportsman“ oder verzehrt er arabisches Essen in Brooklyn, so schiebt er sich in die Terroristenecke. Unter dem Deckmantel der völkischen Sicherheit scheint nun endgültig der Damm gebrochen. Auch vor dem Wiener Gemeindevohnbau macht die Security-Debatte nicht halt. Die Blockwarte im meternischen Sinne haben ausgedient. Die Renitenz der Bewohner hat die Oberhand gewonnen. Sie lassen sich von autoritären Hausmeistern nichts mehr gefallen. Das jahrelange Einbetonieren von fremdenfeindlichen Parolen der heimischen rechtspopulistischen Parteien, die Xenophobie zum Programm gemacht haben, hat die Hausmeister erreicht. Nach den Ausländern sind nun Kinder dran, die im Gemeindevohnbau nichts zu suchen haben sollen. Um der Lage Herr zu werden, damit keine Papierln mehr auf den Boden geworfen werden, Mülleimer und Innenhöfe sicher werden, sollen nun Security-Männer zur Bewachung aufgestellt werden. Der Gedanke, dass dort schlecht bezahlte private Wachmänner mit Colt Dienst tun, befremdet. Und soll die Verfassungsschützer endgültig auf den Plan rufen. Nicht alles, was im Dienste der Sicherheit privat geleistet wird, ist von Gesetzgeber und Polizei erwünscht.

Alexandra Riegler

Scheinwelt im Schilderwald



Elf Warn- und Hinweisschilder sind am Zaun des kleinen Schwimmbeckens meiner Wohnanlage festgeschraubt, am Eingang des Lebensmittelladens hängen sechs. Gewitter werden hier, wie man es anderswo bei Atomunfällen vermutet, mittels Sirenen im Fernsehen angekündigt. Wenn Notfälle eintreten und etwa Unwetter Bäume auf die Straße knicken, scheint es, dass bereits wenige Augenblicke nach dem Blitzschlag orange gekleidete Menschen zur Stelle sind, die Autofahrern schützend den Weg weisen.

Die US-amerikanische Sicherheitskultur lotst, stellt Schilder auf und klopft einem vertraulich auf die Schulter. Die Überzeugung, mit genügend Umsicht alles Übel fernhalten zu können, übersetzt sich in den Alltag als Drang zur Überregulierung. Weil die Aufgabe zu groß ist, um bewältigt zu werden, ist die Umsetzung oft ungenau und redundant. Die Scheinwelt an Sicherheit, die so entsteht, half den USA zuletzt aber dabei, wieder zur Ruhe zu kommen. Man fliegt wieder ohne Sorgen und fährt U-Bahn. Was für das große Bild der weltverändernden Ereignisse als gesunde Beruhigung wirkt, gerät im täglichen Leben zur ununterbrochenen Sicherheitsberieselung, der man möglichst zu entkommen versucht. „Pass auf dich auf“, sagt man hier, wie man in Wien „Servus“ sagt. „Worauf denn?“, möchte man manchmal brüllen. Mein Zeitungszusteller deponierte heute per E-Mail, dass er nicht mehr wie vereinbart an die Haustür liefern könne, weil die Gegend unsicher sei. Neben dem beschriebenen Pool wurde vergangene Nacht geschossen, vier oder fünf Mal. Zwei Stunden vor dem Zwischenfall wollte ich ein paar Runden schwimmen. Das Schild am Tor durchkreuzte meine Pläne: Benutzung ab 22 Uhr verboten.

Leichtsinn oder Paranoia

Ich will nachts durch dunkle Straßen gehen und bei offenem Fenster schlafen. In Wien kann ich mir das noch erlauben. Anderswo wäre ich schon zehnmal ausgeraubt und zweimal tot aufgefunden worden.

Margarete Endl

„Ist da wer?“, fragt ein Mann und leuchtet mit einer Taschenlampe durch mein offenes Schlafzimmerfenster. „Ja, ich“, schreie ich aus dem Schlaf hoch. „Hier ist die Polizei. Bei ihrem Nachbarn wurde eingebrochen.“ Eine Polizistin bemerkt zu ihrem Kollegen: „Die schläft bei offenem Fenster!“ Ihr Ton besagt so viel wie: Die ist ja total deppert! Die Polizei zieht ab. Ich überlege kurz. Dann lasse ich das Fenster offen und schlafe weiter. Bei so viel Aufruhr haben sich die Einbrecher sicher schon verzogen.

Der Einbruch war einer von 421.989 angezeigten strafbaren Handlungen gegen fremdes Vermögen im Jahr 2006. Dennoch fühlen sich die Österreicher in ihren Wohnungen und Häusern sicher – zumindest bauen sie wenig Alarmanlagen ein und rüsten ihre Eingangstüren nicht zu Festungstoren auf. Obwohl das Innenministerium in seinen Statistiken der Jahre 1999 bis 2002 einen hohen Anstieg an Eigentumsdelikten verzeichnet hat. In den 1990er Jahren gab es im Schnitt jährlich 330.000 Anzeigen von strafbaren Handlungen gegen fremdes Vermögen. 2002 plötzlich 427.000. Seither leben wir auf diesem Niveau.

Viele im Bekanntenkreis müssen bereits Einbruchserlebnisse verdauen. Die gestohlene Digi-

talkamera stecken die meisten locker weg, doch die 20 Paar Handschuhe, aus Leder und aus Spitze, einige von der Oma, eines von der Hochzeit und jenes aus Milano sind unersetzlich. Am schlimmsten aber ist für viele das Gefühl, dass jemand das Schlafzimmer durchwühlt und Unterwäsche in die Hand genommen hat.

Wenig Angst

Mir wurde bisher nur Geld aus Taschen gestohlen, die ich in Lokalen achtlos am Boden abgestellt habe. Das Gefühl von Sicherheit und Bedrohung ist subjektiv. Ich habe keine Angst, wenn ich in Wien nachts allein nach Hause gehe. Ich genieße die Ruhe, kann über den vergangenen Tag meditieren. Diese Gewohnheit kann einen im Rest der Welt ziemlich lebensuntüchtig machen.

Wie 1989 in New York, als ich nach Mitternacht mit der U-Bahn von Brooklyn nach Manhattan fuhr und mehrmals beim Umsteigen durch lange Gänge spazierte – mit einem Polizisten, der, so schien es, denselben Weg wie ich hatte. Bis er mich in der U-Bahn ansprach. Und sagte, ich solle doch bitte nie mehr in irgendeinen Waggon steigen, sondern nur in den mittleren – weil dort immer ein Schaffner mitfährt. Ein Tipp, der im heute als weitgehend sicher geltenden New

York Gültigkeit hat. Ich fühle mich immer sicher, ob in Wien, Washington oder New Delhi. Und im Grunde habe ich recht. Eine Frau, die selbstsicher ist, wird nicht angegriffen. Potenzielle Täter können Angst riechen. Wie Hunde. Doch manchmal haben auch die Vorsichtigen und die Ängstlichen recht. Erst recht, wenn man sich auf fremdem Gelände bewegt. Washington hat eine der höchsten Mordraten in den USA, und wer auf Crack ist, braucht Geld sofort. Dem ist mein freundliches Lächeln egal. Ein bisschen Paranoia ist auf Reisen gesund.

So wie meine Paranoia im Straßenverkehr gesund ist. Fast 40.000 Unfälle gab es 2006 in Österreich, fast 52.000 Menschen wurden verletzt. 730 starben. Ich habe Angst auf der Straße. Viel lieber fahre ich mit dem Zug. Auch wenn es komplizierter ist und teurer und nicht so lässig wie im coolen Auto. Ich schnalle mich auf dem Rücksitz immer an, seit ich hörte, dass Prinzessin Diana im Pariser Tunnel überlebt hätte, wäre sie angeschnallt gewesen. Und ich empfinde es als leichtsinnig, wenn jemand zehn Stunden ohne Unterbrechung, übermüdet, bei Hitze oder bei Nacht in den Urlaub fährt. So eine Fahrt zu überleben ist eine Glücksfrage, wie ein Spaziergang im gefährlichen Johannesburg – meist geht es gut, manchmal geht es schief.

Karikatur der Woche



Kilian K. ©2007

Zeichnung: Kilian Kada

Dossier Schutz

Zuversicht schützt

Ihre „innere Sicherheit“ kostet Mensch und Staat Milliarden. Wenn es um gefühlte Sicherheit geht, setzt der Verstand aus. Weil irrationale Ängste schlechte Risikoberater sind, profitiert speziell die Politik davon.

Versperren Sie zu Hause ihre Eingangstür? Fühlen Sie sich nachts in U-Bahnen unwohl? Zahlen Sie Altersvorsorge ein, und bevorzugen Sie beim Autokauf möglichst sichere Fahrzeuge? Sicherheit lässt sich schwer quantifizieren, Unsicherheiten finden bestenfalls Ausdruck in Kriminalitätsstatistiken. „Das Sicherheitsbedürfnis vieler Menschen ist völlig irrational. Die Leute fürchten sich vor Erdbeben oder Überflutungen, aber nicht vor den eigenen Familienmitgliedern, dabei sind die viel gefährlicher“, sagt der Verhaltensforscher und Leiter der Konrad-Lorenz-Forschungsstelle Kurt Kotrschal.

Analog zur bekannten Zeitungsregel „Only Bad News are Good News“ befragt man Menschen häufiger nach ihren Ängsten als nach ihrer Sicherheit: So weiß man um Ängste vor Arbeitslosigkeit und steigenden Preisen. Vor allem Frauen fürchten, im Alter ein Pflegefall zu werden. Österreichische Firmen sehen die größte Gefahr im menschlichen Versagen, international steht die Angst vor Feuer an der Spitze unternehmerischer Schreckensbilanzen.

Diffuse Ängste

Der Komplexität des Themas Sicherheit nimmt sich ein eigener Forschungszweig an: die Sicherheitswissenschaft. Zur Präzision greift man auf die Unterscheidung zwischen den englischen Begriffen „Security“ und „Safety“ zurück: „Security“ beschäftigt sich mit Sicherheitsfragen auf gesellschaftlicher Ebene, wo äußere Bedrohung existiert, etwa durch militärische Angriffe. „Safety“ thematisiert hingegen die Sicherheit des Einzelnen. Hier geht es um die Erforschung in-

dividueller Sicherheitsbedürfnisse, wie man lernt, auf sich selbst und andere aufzupassen, Geborgenheit erlebt und vermittelt. Zugleich heißt „Safety“ aber auch, aktiv Vorkehrungen zu treffen, ob im Haushalt oder beim Sport.

In den vergangenen Jahrzehnten haben Sicherheitsfragen an Bedeutung gewonnen, wobei die Grenzen zwischen tatsächlicher und imaginärer Bedrohung fließend sind. Das Selbstverständnis, in einer „Risikogesellschaft“ zu leben, bleibt nicht auf Risikotechnologien wie Atomkraft beschränkt. In technischer Hinsicht bestehen gerade in Österreich viele diffuse Ängste, wie die emotional geführte Diskussion um Gentechnik belegt.

In einer Welt mit technischem Restrisiko zu leben, fördert allem Anschein nach die Inszenierung alternativer Bedrohungsszenarios. Es genügt offensichtlich nicht, in einem der sichersten, reichsten Länder der Welt zu leben. „Das Boot ist voll“, ruft man schiffsbrüchigen Armutsflüchtlingen zu und gewinnt mit solchen Slogans sogar Wahlen. Da hört sich das Verständnis der europäischen Wohlstandsfestigung auf, und die EU lässt sich von der kostspieligen Security-Truppe Frontex zur Sicherung der Schengen-Grenzen helfen.

Geschäfte zur Sicherung körperlicher, seelischer und wirtschaftlicher Stabilität gehören zu den Wachstumsbranchen. Allein die Versicherungswirtschaft rechnet heuer mit einem Wachstum von 3,1 Prozent. Bestseller ist die staatlich geförderte Zukunftsvorsorge mit einem Prämienplus von 36 Prozent, eine marktgerechte Antwort auf oben angesprochene Altersängste. Bleibt die Sorge um die eigene körperliche Unversehr-



Foto: Photos.com

heit in Person von Body-Guards bislang einer Handvoll Prominenter vorbehalten, schützt mittlerweile jeder sechste Österreicher sein Eigenheim mit einer Alarmanlage.

Mit einer Vielzahl von Innovationen trägt die Autoindustrie dem Kundenwunsch nach Sicherheit Rechnung. Schützt der Sicherheitsgurt oder Airbag erst direkt beim Unfall, setzen neuere Entwicklungen bereits bei der Fehlerquelle Mensch an. So erkennen elektronische Hel-

fer in Kombination mit Navigationssystemen Gefahren vorab und warnen den Fahrer. Abstände zum vorderen Fahrzeug werden gemessen, bei Auffahrgefahr bremsst das Auto automatisch; in Windschutzscheiben eingebaute Head-up-Displays informieren den Fahrer über Straßenverlauf, Tempolimits und Verkehrsschilder. Gerade eine alternde Autofahrergesellschaft braucht Fahrassistenzsysteme, um der nachlassenden Reaktionsgeschwindigkeit si-

cherheitstechnisch vorzubeugen. Beispiele illustrieren das Zusammenspiel von Sicherheitsentwicklung und potenziellem Risikoverhalten: Mit stärkerer Karosserie, ABS und elektronischem Warnsystem lässt sich schneller fahren, weil es im Fall des Falls ein technisches Backup gibt. Dies ist auch nötig, weil man Menschen einfach nicht beibringen kann, nicht bei Rot über die Kreuzung zu gehen.

Fortsetzung auf Seite 18

Dossier – Schutz

Fortsetzung von Seite 17

Auf das Sicherheitsbewusstsein des Menschen ist kein Verlass, weil es individuell von der Gefahreinschätzung, dem Wissen und der Aufnahmebereitschaft des Einzelnen abhängig ist. Menschen zu mehr Sicherheitsbewusstsein zu erziehen ist sehr schwierig, weil es bequemer ist, es nicht zu tun“, erklärt die Entwicklungspsychologin Brigitte Rollett.

Abgesehen von wenigen angeborenen Grundinstinkten, wie der Angst vor einem Abgrund, ist das Sicherheitsempfinden gelerntes Verhalten. Entsprechend der Bindungstheorie entsteht in der Kleinkindphase Urvertrauen. Mangelt es an verlässlichen Bezugspersonen, entstehen Vertrauensdefizite, die zu übertriebener Ängstlichkeit und Kontrollbedürfnissen führen können, die bis ins Erwachsenenalter anhalten.



Subjektives Sicherheitsgefühl: Gibt manchen Menschen die Präsenz von Polizisten auf der Straße Sicherheit, fühlen sich andere dadurch in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Foto: dpa

Weil Lernen durch „Versuch und Fehler“ in einer technisierten Alltagswelt zu gefährlich wäre, übernimmt die frühkindliche Vermittlung von Gefahren eine zentrale Rolle. „Bei einer Untersuchung zur Gefahreinschätzung von Kleinkin-

dern haben wir festgestellt, dass das jenen, die in eher chaotischen Haushalten aufwachsen, schlechter gelingt. Wenn es keine klaren Regeln gibt, glaubt das Kind, es gehört einfach dazu, dass man sich ständig anhaut. Kinder entwickeln ein inneres

Leitsystem für Sicherheit, es entsteht aus der Rückmeldung, ob etwas eine Gefahr darstellt oder nicht. Das ist beobachtbar, wenn Kinder gehen lernen, indem sich das Baby mit einem Blick rückversichert: Passt die Mama auf mich auf?“, bringt Rollett als Beispiel. Sicherheit als Lernaufgabe sollte auf eine Balance zwischen gesunder Feigheit, schöpferischer Neugier und guter Selbsteinschätzung abzielen.

Die Unsicherheitsfaktoren

Medien sitzen bei der Vermittlung schlechter Nachrichten am Schalthebel und tragen so wesentlich zum Unsicherheitsempfinden bei. Wie trotz besserer Einsicht massive Ängste auftreten können, behandelt die sogenannte Vielseher-Hypothese: Menschen, die viel Gewalt oder schlimme Nachrichten im Fernsehen sehen, verfügen über eine negativere Weltwahrnehmung als andere. So weiß die Mehrzahl der Menschen, dass Fliegen sicherer als Autofahren ist. Aber jede Meldung von Luftfahrtsunfällen und jeder diesbezügliche Film nähren Flugängste. Obwohl über die Risiken des Autofahrens mit drastischen Werbekampagnen aufgeklärt wird, fürchtet sich kaum jemand vor Autos. Eine noch ernsthaftere Bedrohung geht von einem selbst aus, ohne dass im großen Stil in Selbstmordprävention investiert würde. Jährlich sterben in Österreich mehr Menschen durch die eigene Hand als im Straßenverkehr. Falsche Risikoeinschätzung betrifft auch den Bereich der (sexuellen) Gewalt: Vorrangig wird im Familienumfeld vergewaltigt und missbraucht, nicht durch den bösen (schwarzen) Mann oder den – polizeilich gemeldeten – Kinderschänder.

Insbesondere zu Wahlkampfzeiten bewerben Politiker mit dem dezenten Charme einer Schallschutzmauer ihr Engagement für mehr Schutz und Sicherheit der Bevölkerung. Dabei ist Österreich bereits eines der sichersten Länder der Welt, und, wie Innenminister Günther Platter (ÖVP) hinzufügt, „so soll es auch bleiben“. In derselben

Aussendung titelt Gesundheitsministerin Andrea Kdolsky (ÖVP) *Sicher gesund* und stellt fest, dass „Österreich das beste Gesundheitssystem der Welt hat“. Nach dem Motto „Sicher geborgen“ fordert sie nestwarme Familienstrukturen, um junge Menschen zu fördern und so „Potenziale (zu) sichern“.

Der SPÖ liegt besonders soziale Sicherheit am Herzen, weshalb sie sich für die Grundversicherung stark macht. Das blau-orange Meinungsspektrum präsentiert sich gern als Experte für alle Sicherheitsfragen mit der thematischen Vorliebe für Ausländerkriminalität, und selbst die Grünen kommen nicht ganz ohne Sicherheit aus, vor allem wenn es um Atomkraftwerke geht.

Die Instrumentalisierung von Sicherheitsbedürfnissen nennt der französische Philosoph Michel Foucault das „Sicherheitsdispositiv“. Darin sieht er die wichtigste staatliche Regierungstechnik, um die Bevölkerung zu regieren. Als Beispiel nennt er die Einführung der Polizei im 16. Jahrhundert, welche nicht zu einem messbaren Sicherheitsanstieg geführt habe. Die Kontrolle und Dokumentation von potenzieller Kriminalität, das Erfassen von Straftaten, ihre Verfolgung und Bestrafung vermittele den Menschen bereits ein Gefühl von Sicherheit. Eine derartige Instrumentalisierung von Sicherheit für politische Interessen formt die aktuelle Terrorismus-Diskussion. Zugespitzt ließe sich sagen: Im Namen der „inneren Sicherheit“ wird abgehört, spioniert, inhaftiert, wenn notwendig, aber auch gefoltert. Die Überzeichnung der individuellen Bedrohung durch Terror beschreibt dieses als Statistik getarnte Gerücht: „Für amerikanische Frauen über 40 ist es wahrscheinlicher, Opfer eines Attentats als geheiratet zu werden.“

Für Datenschützer besteht die eigentliche Bedrohung des Terrorismus in der Abschaffung der Privatsphäre und dem Aufbau intelligenter Überwachungssysteme. Flächendeckende Videoüberwachung soll auch in Österreich Standard werden. Nach Innenstädten, Ballungszentren und Hauptverkehrsstrecken werden ab Herbst auch Pendlerzüge in der Nähe von Großstädten überwacht. Angeblich, um das Sicherheitsgefühl der Fahrgäste zu erhöhen, praktisch, um Kleinkriminelle und Graffiti-Sprayer zu erwischen. Dabei ist Überwachung teuer. Bereits für 2004 berechnete die Arge Daten Kosten in Höhe von 5000 Euro allein für eine Telefonüberwachung. Die innere Sicherheit ist dem sicheren Österreich eben teuer. Mit zusätzlichen 266 Mio. Euro für die Fußballmeisterschaft 2008 beschloss die Regierung ein Sicherheitsbudget von 1,2 Mrd. Euro.

Beatrix Beder



Politik – Wirtschaft – Medien – Kultur – Panorama – Technologie – Produkte

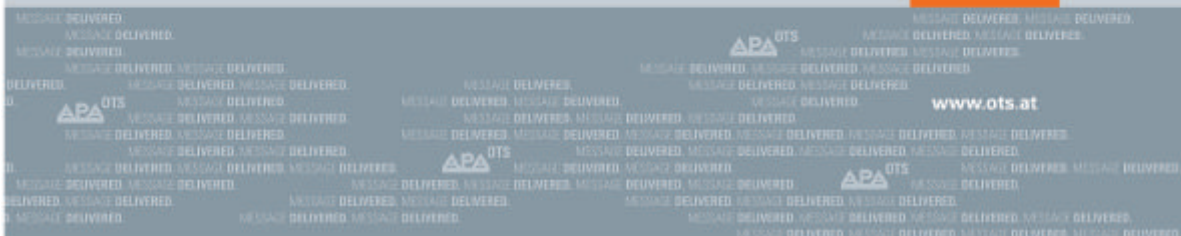
Message Delivered ...

Was Sie zu sagen haben, ist Ihre Sache – dass Sie gehört werden, unsere. Wir bringen Ihre Botschaft schnell und punktgenau an die relevanten Empfänger: an Redaktionen, Medien, Meinungsbildner, Pressestellen und Internetservices. Zielgerichtet. In die ganze Welt.

www.ots.at

Der multimediale Verbreitungsservice für Presseinformationen.

APA OTS



Dossier – Schutz

Mikro in der Krawatte

Der Sicherheitsmarkt „Security Land“ verkauft Schlösser gegen Diebe und Mikrofone für Hobby-Spione.

Ein schwarz verummter Mann setzt sein Werkzeug an einer Tür an und bricht sie binnen Sekunden auf – aber nur auf dem Bildschirm. Sonst ist nicht viel los im „Security Land“, einem Fachmarkt für Sicherheitsprodukte. Ein Mann lässt sich von einem Verkäufer Sicherheitschlösser erklären. Eine Frau, mit schlafendem Baby im Kinderwagen, steht vor einem Regal voller Sachen, mit denen sie ihr Kind vor Gefahren im Haus schützen kann: Hüllen für die Schalter des Elektroherds gibt es dort und Abrundungen für scharfe Kanten.

Zwar ist kein Badewetter an diesem Samstagnachmittag im Juli, aber anscheinend auch nicht die Zeit, um Alarmanlagen zu testen und das Haus mit Türriegeln und Fensterschlössern hochzurüsten. „Security Land“ ist ein Fachmarkt für Sicherheitsprodukte in der Shopping City Süd im Süden von Wien. Das Unternehmen wurde 2005 von Unternehmensberater Christian Fischer gegründet, der angesichts stark steigender Einbruchszahlen das große Geschäft vermutete. Rund 7400 Einbrüche in Wohnobjekte verzeichnete die Kriminalstatistik des Innenministeriums im Jahr 2003. Im darauffolgenden Jahr waren es bereits 11.000. Im Jahr 2005 schnellten die Einbrüche in Wohnungen und Einfamilienhäuser auf fast 20.000 in die Höhe. Doch solche geschäftsfördernden dramatischen Steigerungen gab es im Vorjahr nicht mehr. Die Einbrüche gingen 2006 auf 17.500 zurück zurück. So verläuft auch das Wachstum des Sicherheitsmarkts moderat: Im September wird in Graz ein neues Geschäft eröffnet.

Der Mythos einer Boom-Branche

Es sind nicht die Medienberichte über spektakuläre Einbrüche, die dazu motivieren, Geld in die eigene Eingangstür zu investieren. „Der Stradivari-Diebstahl war wurscht“, sagt Geschäftsführer Christian Fischer. „Doch wenn man von einem Einbruch bei Bekannten oder im Nachbarhaus hört, sieht man die Gefahr als real.“

Im „Security Land“ sind herkömmliche Türen samt Verbesserungsvorschlägen ausgestellt – etwa eine doppelflügelige Altbautür, die mit einem massiven Riegel (um 666 Euro) verstärkt wird. 70 Prozent aller Einbrüche erfolgen über die Eingangstür, sagen die Experten. Ein Profi braucht eine Minute oder weniger, um durch eine herkömmlich gesicherte Tür zu gelangen. Jedes Zusatzschloss ist ein Aufwand, den ein durchschnittlicher Einbrecher scheut.

Besonders leicht unterschätzte Gefahrenquellen für einen Einbruch sind Balkontüren. Eine Balkontür oder ein Fenster kann in weniger als einer Minute ausgehebelt werden – ein Fenster einzuschlagen ist wegen der Verletzungsgefahr und des Lärms unbeliebt. Die Verstärkung einer Balkontür-Öffnung etwa kostet 233 Euro, dazu kommen noch Verstärkungen der Bänder um je rund 50 Euro. Sicherheitsexperten raten erst zu einer mechanischen Verstärkung der Fens-

ter und Türen, bevor in Alarmanlagen investiert wird. Tatsächlich werden in Österreich Alarmanlagen wenig nachgefragt. Laut einer Marktanalyse des Wiener Consulting-Unternehmens Kreuzer Fischer & Partner wurden 7930 Alarmanlagen im Jahr 2006 installiert, um zwei Prozent mehr als im Vorjahr. Die Steigerungsrate bewegt sich seit Jahren in diesem niedrigen Bereich. Bei rund 1,6 Mio. Einfamilienhäusern in Österreich wäre

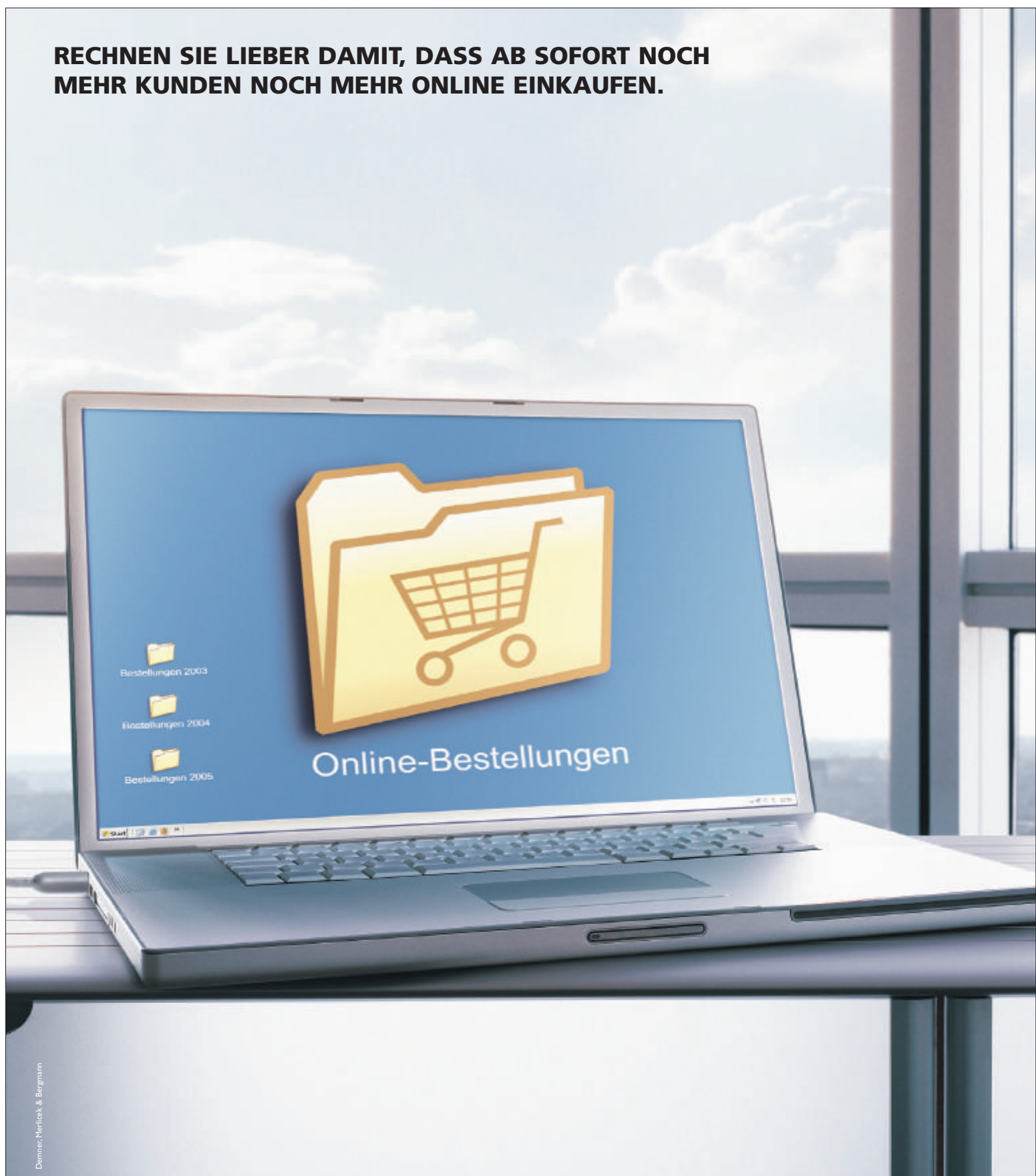
der Markt theoretisch enorm, doch der oft herbeigeschriebene Boom für Alarmanlagen findet nicht statt.

Im „Security Land“ finden aber auch Täter spannendes Material. Zwar wird kein Werkzeug für Einbrecher verkauft, aber Hobby-Spione finden Mikrofone für die geheime Überwachung ihrer Nachbarn, Konkurrenten oder Lebenspartner. Ein als Parker-Kugelschreiber getarntes Mikrofon für 86,90 Euro etwa. Oder ein

in der Krawatte versteckbares Mikrofon für 97,90 Euro (ohne Krawatte). Mit einem Parabolrichtmikrofon um 152,90 Euro kann man Gespräche in bis zu 80 Meter Entfernung abhören und aufzeichnen, vorausgesetzt, das Objekt der Begierde ist in Sichtkontakt. James Bond hat wohl besseres Material, aber für die Bespitzelungen, die man im Alltag so braucht, wird das Gerät reichen.

Margarete Endl

RECHNEN SIE LIEBER DAMIT, DASS AB SOFORT NOCH MEHR KUNDEN NOCH MEHR ONLINE EINKAUFEN.



Gut fürs Geschäft: Mit dem MasterCard und Maestro SecureCode wird jede Zahlung für Sie und Ihre Kunden sicher, und Sie kommen garantiert zu Ihrem Geld. Klein- und Kleinstbeträge wie z.B. Downloadgebühren werden am einfachsten mit @Quick bezahlt. Auch Ihre Kunden werden diesen Komfort bei ihrem Online-Einkauf zu schätzen wissen. Näheres über die sicheren Zahlungssysteme von Europay Austria unter der Telefonnummer 01/717 01 - 1800 oder www.europay.at/e-commerce



Dossier – Schutz

Friedrich Perner: „Die Gefahr ist immer da. Das Risiko ist sehr hoch, aber kalkuliert. Man geht jedes Mal in eine unbekannte Situation“, schildert der Branddirektor die Arbeit der Wiener Berufsfeuerwehr. Die Ausbildung dauert sechs Jahre. Körperliche Fitnessstests und Körperfettmessungen werden alle zwei Jahre durchgeführt.

Viele Feuerwehren löschen den Brand

Doris Lippitsch

economy: *Rekordhitze und Waldbrände in Süd- und Südosteuropa verwüsten ganze Küstenleben und kosten Menschenleben. Warum ist ein Waldbrand so schwer in den Griff zu bekommen?*

Friedrich Perner: Das liegt am Feuerwehrwesen in diesen Regionen, das nicht gleich wie im mitteleuropäischen Raum organisiert ist. In Österreich gibt es 300.000 Feuerwehrleute. Jede Gemeinde hat eine (Freiwillige,

Anm. d. Red.) Feuerwehr, jede Stadt eine Berufsfeuerwehr mit hohem Ausrüstungsstandard. Bei 27 Feuerwachen in Wien erfolgt ein Einsatz binnen fünf bis sieben Minuten ab Ende des Notrufs. Das ist der entscheidende Faktor. Innerhalb der ersten zehn Minuten ist der Brand sehr klein, wird exponentiell größer, quadriert sich und dehnt sich zu einem Mittel- oder Großbrand aus. Geschwindigkeit, Unübersichtlichkeit und Trockenheit erschweren zusätzlich Einsätze in diesen Regionen. Man muss

schnell sein, zufahren können und braucht Löschflugzeuge. Brände werden wie in Süditalien oft sehr gezielt gelegt. Wenn Sie in diesen Regionen einen Unfall und Pech haben, kommt der nächste Einsatz aus 60 bis 80 Kilometern Entfernung.

Was erschwert den Einsatz beim Großbrand?

In Wien geht man vom Schlimmeren aus. Die Grundeinheit beträgt 24 Mann, bei Bedarf kann erhöht werden. Erhöhten Alarm gibt es, wenn Menschen

in einem Gebäude sind. Innenrettung ist oft entscheidend. Wir gehen immer ins Gebäude, selbst wenn das für unsere Leute eine höhere Gefahr darstellt, weil man verunfallte, ohnmächtige Personen leichter findet. Woanders schickt man eine Gruppe hin, die verstärkt werden muss, was wertvolle Zeit kostet.

Wie wird für einen Ernstfall geprobt?

Simulierte Großeinsätze werden mit Polizei, Rettung und Militär geübt, was aber nie mit der Realität vergleichbar ist. Ein gegenseitiges Hilfeabkommen gibt es mit Niederösterreich. Nur das Team kann gut sein, nie der Einzelne. Dafür wird trainiert. 20 Prozent aller Einsätze sind Brandeinsätze. Technische Einsätze wie Kran- oder Hauseinsturz und Umwelteinsätze mit Chemie- oder Schadstoffaustritt aus Tanks oder Treibstofflagern überwiegen. Wir haben ausgebildete Chemiker sowie Spezialfahrzeuge mit modernster Technologie. Rund 60.000 unbekannte Substanzen können binnen Minuten auf toxische Gefahren hin analysiert werden. Wichtig ist, dass bei Notrufen eine möglichst konkrete Auskunft an den Nachrichtendienst eingeht, der rund um die Uhr im Einsatz ist. Autounfälle und Sturmeinsätze nehmen zu. Katastrophenalarm gab es noch nicht, auch keine Situation, in der wir komplett „ausgespielt“ gewesen wären, aber erhöhte oder erweiterte Bereitschaft wie beim Brand der Nationalbank oder Hofburg.

Und Katastrophenfälle durch Erderwärmung?

Erderwärmung ist unumgänglich, wenn in den nächsten 15 Jahren keine Reduktion des CO₂-Ausstoßes erfolgt. Das hat Helga Kromp-Kolb (Klimaforscherin und Meteorologin, Universität für Bodenkultur Wien, Anm. d. Red.) belegt. Selbst bei Maßnahmen ist mit einer Erwärmung bis zu zwei Grad zu rechnen. Österreich wird zwar keine Wasserknappheit kennen, Wälder werden nicht sterben. Gletscher wird es aber kaum mehr geben. Anzahl und Dauer von Hitzeperioden nehmen zu. Wir erleben extreme Wetterwechsel in Verbindung mit Stürmen. Die Zahl dieser Einsätze wird steigen.

Sie sind international vernetzt. Wie kooperieren Sie etwa mit der Feuerwehr in New York oder in Tokio?

Steckbrief



Friedrich Perner ist Branddirektor der Wiener Berufsfeuerwehr (derzeit drei Frauen und 1700 Männer). Die Bedingungen sind für Frau und Mann gleich: ein Mindestalter von 20 Jahren, technischer Beruf sowie körperliche und psychologische Eignung. Foto: Stadt Wien

Man tauscht Erfahrungen aus. Die Kontakte gibt es seit 9/11 (der Terrorattacke vom 11. September 2001 auf zivile und militärische Einrichtungen in den USA, Anm. d. Red.). In New York sind Stahlkonstruktionen durch die Bauhöhe erforderlich, die in einem Katastrophenfall bestimmte Gefahren mit sich bringen. Etwa: Wie war die Funksituation? Die Verbindung wurde durch das Flugzeug durchtrennt. Für uns heißt es deshalb: Was wäre, wenn ein Flugzeug in den Millennium-Tower in Wien rast? Das Gebäude würde nie in dieser Geschwindigkeit einstürzen, Todesfälle durch die Kerosinmenge wären aber unumgänglich. Die Größenordnung ist nicht vergleichbar, die Ausrüstung in New York aber teils sehr schlecht. Vermehrte Schleifenbildungen im Funksystem wurden seither in allen Stockwerken angelegt. Gute Kontakte haben wir auch mit Tokio, London, Berlin, Stockholm sowie dem osteuropäischen Raum. Engen Erfahrungsaustausch gibt es mit Prag. Das Feuerwehrwesen dort musste nach 1989 völlig neu organisiert werden. Am besten sind wir mit der Schweizer und der deutschen Feuerwehr vernetzt. Der mitteleuropäische Raum liegt weltweit im Spitzenfeld. Die Gefahr ist immer da. Selten, aber doch gibt es Todesfälle. Das Risiko ist sehr hoch, aber kalkuliert. Man geht jedes Mal in eine unbekannte Situation.

eco**n**omy

Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft



Wissenschaft.

Leben

Gunther Maier: „Stadtplanung ist notwendig. Wirtschaftliche Mechanismen alleine reichen nicht aus. Sie brauchen Steuerung, die Richtung ist aber nicht absehbar.“ Der Forscher für Raum- und Immobilienwirtschaft mit einer Erklärung zur Entwicklung von Städten.

Am Stadtrand

Doris Lippitsch

economy: Welchen Zugang haben Sie zu Stadtentwicklung?

Gunther Maier: Wir beschäftigen uns mit räumlichen Gegebenheiten und wirtschaftlichen Konsequenzen sowie deren Wechselwirkung. Am Beispiel Gasometer ist der Zusammenhang sehr gut zu beobachten. Ohne Anbindung an die U3 ergibt das Projekt keinen Sinn, aber auch eine Bahnstation ohne Gasometer nicht. Beide Komponenten sind wichtig, um etwas entwickeln zu können.

Die U3 wurde verlängert, die Anbindung ist gegeben. Geschäfte siedeln bei zunehmend fehlender Auslastung ab.

Man muss zwischen dem Bauprojekt Gasometer und den urbanen Intentionen trennen. Das Projekt wurde am Stadtrand in einer Industrierüste entwickelt. Das Einkaufszentrum im Gasometer krankt daran, dass die Geschäftsflächen für einen Anker Tenant, einen strategischen Mieter, der Frequenz bringt, nicht ausreichen. Mit privaten Investoren hat sich um den Gasometer aber viel getan. Öffentliche Einrichtungen haben sich angesiedelt. Mit jeder Investition ändern sich die Rahmenbedingungen für Neuinvestitionen. Der Gasometer



Städte breiten sich aus und ballen sich neu. Suburbane Zonen erfordern neue räumliche Strukturen: In Los Angeles sollen Urban-Train-Projekte das öffentliche Verkehrsnetz verbessern. Foto: Photos.com

kann erst in einigen Jahren wirklich beurteilt werden.

Wie sieht Ihre Forschungstätigkeit im Bereich der Stadtplanung aus?

Die Stadt wird als funktionale Einheit betrachtet. Standardansatz sind Kern, Ring und Peripherie einer Stadt. Die räumliche Verteilung von Aktivitäten wird im Zeitablauf umverteilt. Was sagen Randzonen, die zur Stadt gehören, über Verteilung der Aktivitäten und räumliche Gegebenheiten aus? Die intensive Diskussion über Urban Sprawl – das Auseinanderfließen der Stadt – schwappt aus den USA über nach Europa. Durch Suburbanisierung werden der Stadt Aktivitäten abgezogen.

Kann man dieses Phänomen verhindern? Wie lässt sich Stadtplanung steuern?

Das ist die eigentliche Kernfrage. Wie lässt sich der Prozess beeinflussen? Ich habe keine Antwort, sondern nur Fragen. Grundsätzlich beruht das Problem auf räumlicher Konzentration mit bestimmten Bevölkerungsgruppen. Länder entwickeln eine klare Dekonzentration – zumindest in großen europäischen Städten. Am Beispiel Wiens können Bevölkerungsverluste im ersten Bezirk beobachtet werden. Dafür verantwortlich ist infolge verbesserter Einkommenssituation und wirtschaftlicher Entwicklung die Nachfrage nach mehr Raum. Die Fläche der Wohneinheit nimmt pro Kopf bei höheren Dichten und Bodenpreisen zu. Durch fallende Energiepreise und niedrigere Transportkosten

steigt zusätzlich der Druck, am Stadtrand zu bauen.

Wien ist monozentrisch. Wie wirkt sich Suburbanisierung hier aus?

In europäischen Städten ist aus historischer Sicht starke Konzentration auf das Zentrum zu beobachten. Suburbanisierung bedeutet, sich an Veränderungen räumlicher Strukturen anzupassen. An Gleichgewicht in urbanen Prozessen glaube ich aus ökonomischer Sicht nur bedingt. Stadtentwicklung verstehe ich als zirkulär kumulativen Prozess: Gehen Menschen infolge erhöhten Raumbedarfs an den Stadtrand, braucht man die nötige Verkehrsinfrastruktur. Transportkosten werden dadurch reduziert. Was wiederum mehr Leute dazu bringt, an den Stadtrand zu gehen.

Wie können Stadtzentren erhalten werden?

Los Angeles hatte Anfang des 20. Jahrhunderts ein gutes öffentliches Verkehrsnetz, das geopfert wurde und jetzt mit Urban-Train-Projekten wieder auf die Beine gestellt werden soll. An diesem Beispiel zeigt sich, dass solche Prozesse nicht oder nur sehr schwer – verbunden mit hohen Investitionen – umkehrbar sind. Wenn sich eine Stadt stark ausbreitet, kann sie nur sehr schwer mit Verkehr versorgt werden. Linien können zwar gebaut werden, sie werden aber größtenteils leer fahren. Dasselbe gilt für Einrichtungen, die wichtig sind, um eine gewisse „Kompaktheit“ einer Stadt zu erhalten. Wenn wirtschaftliche Aktivitäten stärker an den Rand gehen, wird das Zentrum zuneh-

mend leer. Randzonen werden sich neu ballen.

Soll Stadtplanung in Stadtentwicklung eingreifen?

Ja, das soll sie. Stadtentwicklungsprozesse basieren auf „Externalitäten“, Auswirkungen einer wirtschaftlichen Aktivität auf andere, die nicht über den Markt laufen, wie etwa steigende Bodenpreise oder verbessertes Image. Der Investor ist primär an Grundstücksrenditen interessiert. Was bewirkt aber diese Investition in der Umgebung? Das ist die eigentliche Frage der Stadtplanung.

Welche Aufgabe hat also Stadtplanung?

Stadtplanung ist notwendig. Ein Patentrezept dafür gibt es nicht. Das ist das große Dilemma. Wirtschaftliche Mechanismen alleine reichen nicht aus. Sie brauchen Steuerung, die Richtung ist aber nicht absehbar. Soll man ein Stadtzentrum, autogerechtes urbanes Konzept oder Neubausiedlungen forcieren? In den 70er Jahren hat man Menschen in solche Siedlungen gebracht. Urbanes Leben ist mit allen nötigen Einrichtungen – wenn überhaupt – erst nachgekommen. Das führt zu Segregationsprozessen, weil bestimmte Bevölkerungsschichten gezwungen sind, bestimmte Angebote anzunehmen. Probleme entstehen, weil bestimmte Anforderungen nicht erfüllt werden. Die Alternative dazu, nur Infrastruktur hinzubringen, reicht auch nicht aus. Wenn ein Subzentrum entstehen soll, stellt sich wie am Beispiel Gasometer die Frage: „Wie mache ich das?“

Karriere

● **Evi Roseneder** wurde Mitte Juli 2007 als Management Supervisor in die Geschäftsführung der Werbeagentur Ogilvy berufen. Die 32-Jährige arbeitet seit über zehn Jahren in der Werbebranche. Vor ihrem Wechsel zu Ogilvy im Jahr 2005 war sie vier Jahre bei Createam in Linz tätig. Foto: Ogilvy



● **Christian Lutz** wechselt die Fronten und wird Venture Capital Partner beim Risikokapitalgesellschaftlicher Gamma Capital Partner (GCP) in Wien. Lutz war über 15 Jahre in der Telekommunikations- und Internet-Branche tätig. Der Maschinenbau-Absolvent war maßgeblich an der Gründung der Internet-Unternehmen SMS.at, Uboot.com, UCP und UCPmorgen/Qpass beteiligt, die er als Vorstandschef (CEO) auch geleitet hat und wo er selbst Gelder von Investoren – etwa T-Mobile International – lukrieren konnte. Foto: GCP



● **Gerhard Schwartz** hat beim Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmen Ernst & Young (EY) in Österreich die Leitung der „Transaction Advisory Services“ übernommen. Der 41-jährige Wirtschaftsprüfer und Steuerberater ist außerdem seit dem 1. Juli 2007 auch Vorstandsmitglied (Executive Board) der österreichischen EY-Dependence. Foto: EY



● **Daniela Winnicki-Eisenhuth** zieht es aus den Corporate Communications von Mobilkom Austria in die Zentrale der Konzernmutter Telekom Austria (TA). Ab 1. August 2007 wird sie für internationale Public Relations der TA-Gruppe zuständig sein. Die 35-jährige Absolventin der Kommunikations- und Politikwissenschaften an der Uni Wien und eines Post-graduate-Studiums in Boston/USA kam im Juli 2005 zu Mobilkom, wo sie für Koordination der Produkt-PR verantwortlich war. *jake* F: TA



Steckbrief



Gunther Maier leitet das Forschungsinstitut für Regionentwicklung und Umweltwirtschaft an der Wirtschaftsuniversität Wien. Neu ist die Forschungseinrichtung Raum- und Immobilienwirtschaft. Neben internationaler Vernetzung soll wissenschaftliche Kompetenz im Bereich der Immobilienwirtschaft gefördert werden. Privater Partner ist die Immofinanz AG. Foto: WU/Wien, Schuster-Merlicek

Notiz Block



Kennenlernen, aber zügig

Europas größter Innovationskongress Triple I für Wissensmanagement, semantische Systeme und neue Medientechnologien findet heuer vom 5. bis 7. September in Graz statt. Bereits zum siebenten Mal treffen sich Vertreter aus Wissenschaft und öffentlicher Verwaltung, um über den Umgang mit Wissen und neuen technischen Lösungen zu diskutieren. Novum ist heuer die Präsentation einer Kennenlernbörse, mit der das sogenannte „Speed-Dating“ gefördert werden soll. Unternehmen und Forschungseinrichtungen sollen sich so rascher finden und somit auch gezielter vernetzen. Informationen und Anmeldung unter:

www.triple-i.info

Netze erforschen und begreifen

Erforsche ein Netz, und mache es für andere spielerisch begreifbar – unter diesem Motto steht das Wissenschaftsprojekt „Hands-on X-Netz“ von Science Center Network. Kreative und wissenschaftsbegeisterte Menschen sind eingeladen, ihre Ideen für eine interaktive Ausstellung einzubringen. Ob Spinnen-Netze, Fußball-Netze, soziale Netze, das Internet – gefragt sind Ideen zu Netzen, die den Menschen im Alltag auf vielfältige Weise umgeben, und welche wissenschaftlichen Phänomene und Funktionsweisen dahinterstecken. Teilnehmen an dem Wettbewerb können Schüler, Lehrlinge, Studenten und andere Personen in Ausbildung, in Gruppen oder einzeln, die noch nicht älter als 26 Jahre sind. Die besten Ideen werden mit 300 Euro prämiert, Gruppen bekommen 500 Euro. Materialkosten für die Exponate werden ebenso vergütet. Die Ausstellung ist bis 2008 in verschiedenen Orten Österreichs auf Tour. Nähere Details und Informationen zu den Abgabefristen:

www.science-center-net.at

Gesundheit und Pflege studieren

Die medizinische Universität Graz startet zum Wintersemester 2007/08 den ersten Master-Studiengang Österreichs für Gesundheits- und Pflegewissenschaften. Der bisher sechs Semester dauernde Studiengang, der Einzige, der in dieser Disziplin als Studium reguläre durchgeführt wurde, erhält somit eine Aufwertung. Zum bisherigen Studienangebot werden spezielle Studienmodule angeboten. Die bisherigen Studieninhalte – Grundlagen der Human- und Sozialwissenschaften, Public Health, Betriebswirtschaft und so fort – werden mit Lehrangeboten ergänzt, etwa zur Traditionellen Chinesischen Medizin (TCM), Psychosomatik und Psychotherapie oder dem auf den Fall bezogenen Lernen in Klinik und Praxis. Neu ab dem Wintersemester ist die Befreiung von Studiengebühren für behinderte Studenten. Die Med-Uni Graz bietet außerdem ab 2008 ein dreijähriges PhD-Programm unter dem Titel „Molecular Medicine“ an, das sich mit metabolischen und entzündlichen Erkrankungen sowie Krebs befasst. Voraussetzung ist ein Studienabschluss in Medizin oder einer Naturwissenschaft. Details und Infos zur Bewerbung:

www.meduni-graz.at/studium

Virtueller Treff für Gründer

Erfolgreiche Gründer und Alumni aus der akademischen Gründerszene präsentieren künftig im Internet unter www.highflyer.at ihre Innovationen. Voraussetzung dafür ist, dass die Gründer aus den A-plus-B-Gründerzentren stammen. Dabei werden Hightech-Innovationen vorgestellt, die Potenzial erfolgreicher Geschäftsideen aus naturwissenschaftlichen und technischen akademischen Einrichtungen dokumentieren. Das Portal soll neben den Porträts der Gründer auch zum Dialog genutzt werden. *jake/red*

Sicherer Risikosport

Bewegungsmuffel übersetzen Churchills „No Sports“ mit „Sport ist Mord“. Nicht ohne Grund, sieht man sich die Unfallstatistik an, wobei ausgerechnet der Risikosport gut wegkommt.

Beatrix Beneder

Die sportliche Betätigung brachte im Vorjahr 206.500 Menschen ins Krankenhaus. Spitzenreiter waren laut Freizeitstatistik mit 43 Prozent die Snowboarder, die mit Abstand die höchste Unfallhäufigkeit aufweisen. Auf den Stockerlplätzen folgen die Volkssportarten Fußball und Skifahren. Frauen verunfallen am häufigsten mit dem Pferd, und die größte Gefahr für Kinder lauert im Wasser. Beim Bergsteigen passieren die meisten tödlichen Alpinunfälle, knapp die Hälfte davon sind verunglückte Touristen. Ließe sich also Sportwilligen empfehlen: Besser langlaufen als snowboarden, lieber wandern als bergsteigen?

Extreme Selbstüberschätzung macht Norbert Bachl, Leiter des Wiener Instituts für Sportwissenschaft, für die hohe Mortalitätsrate im Bergsport verantwortlich. „Oder wer den ganzen Tag im Büro sitzt und nur einmal in der Woche ein Kickerl macht, mit vollem Ehrgeiz und schnellen Sprints. Da sind oft Bänderrisse die Folge. Dagegen erfordern Risikosportarten eine größere Fitness, ein höheres Skill-Niveau, wie schnelles Reaktionsvermögen.“

Risiko voll im Trend

Ob Canyoning, Paragliding, Free Skiing, Free Climbing (Freiklettern) oder Base Jumping – immer mehr Menschen

fasziniert die extreme Konfrontation mit Wasser, Luft und Fels. „Sport übernimmt verstärkt Ersatzfunktion, wird zur Gegenwelt zum Alltag. Gerade Risikosportarten befriedigen die Sehnsucht nach Abenteuer“, erklärt Sportsoziologe Otmar Weiß.

„Wer Risikosport vernünftig angeht, ist dabei sicherer als bei einem Massensport, weil man höchst konzentriert, angespannt ist“, ist der Extremsportler Heli Putz überzeugt. Allerdings gebe es eine „hohe Ausfallsquote“ bei Extremsportlern zwischen 35 und 40 Jahren, weil die Reflexe nachlassen und die Unachtsamkeit steigt. „Die Unerfahrenheit bei den Jungen ist genauso gefährlich wie die Routine bei den Älteren“, meint der Gründer von Outdoor Leadership in Oberösterreich. „Wie ich mit Base Jumping angefangen habe, hat uns keiner zugehört, und wenn die Medien über uns berichtet haben, dann nicht auf den Sportseiten, sondern im Chronikteil bei den Autounfällen.“

Die spektakulären Action-Fotos gewagter Objektsprünge von prominenten Gebäuden weckten das Interesse bekannter Markenartikel wie Red Bull. Das Sponsorengeld wurde in die Entwicklung der Ausrüstung gesteckt, es stieg die Qualität der Schirme, der Sport wurde sicherer. So übten ihn mehr Menschen aus, und es entstand ein lukratives Geschäftsfeld für



Letzter Schrei bei Risikosportlern: Objektspringen. Foto: epa

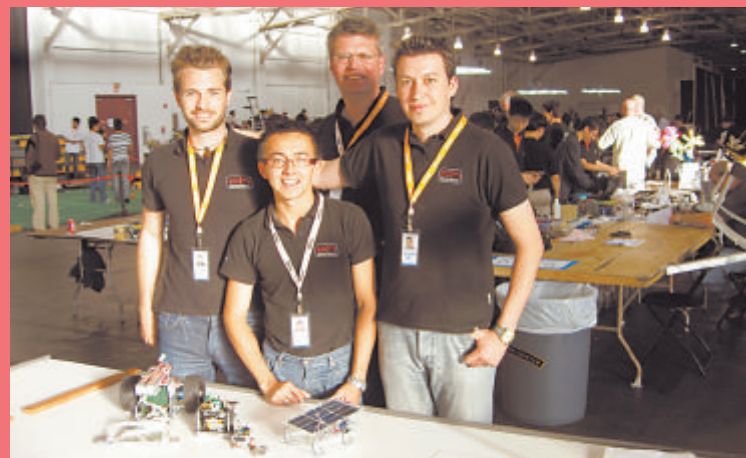
die Sportartikelindustrie; ein Kreislauf, der bereits auf das Gleitschirmfliegen zutraf.

Klettern boomt. Denn Sportklettern in Hallen oder auf gesicherten Klettersteigen bringt größeren Komfort durch bessere Erreichbarkeit, mehr Sicherheit und den stärkeren Kick durch anspruchsvollere Routen. „In der Ära der Erstbesteigungen galt der Alpinist als heroisch wie in den Luis-Trenker-Filmen. Unsere Generation sieht darin einen Sport, wir wollen schwerer, aber sicherer klettern“, meint Putz. Dazu trugen verbesserte Ausrüstung und verstärkter Technikeinsatz bei. Früher verletzte man sich beim Sichern durch den Sturz eines Kameraden schon mal die Hand, heute übernimmt die Aufgabe der Seilschaft die Sicherungsmaschine.

Gefährliches Testosteron

Wer sich zum Beispiel von Hochhäusern schmeißt, ist mit einer Wahrscheinlichkeit von 10 zu 1 männlich. „Frauen fehlt die Bereitschaft zur letzten Konsequenz“, beobachtet Putz etwa beim Free Skiing, wenn es darum geht, einer Lawine „brutal“ davonzufahren. Physiologisch von Nachteil für diese Sportarten sind der schwächere Knochenbau und der Hormonspiegel. So bestätigt Sportsoziologe Weiß einen messbaren Zusammenhang zwischen dem Anteil des Sexualhormons Testosteron und der Risikobereitschaft. Natürlich spielt auch Sozialisation eine Rolle: Was bei Männern als mutig gilt, bringt Frauen den Ruf des Mannweibs ein.

Schnappschuss Goldene Austro-Robos



Bei den „Robo Games“ in San Francisco hat das Robo-Racing-Team des Studiengangs Automatisierungstechnik der FH Oberösterreich/Campus Wels kräftig abgeräumt. Mit sechs Robotern, angetreten in sechs Disziplinen, errang es dreimal Gold und einmal Silber. Eine weitere Goldmedaille holte ein Wiener Team. Österreich landete im Medaillenspiegel nach den USA, Singapur, China und Taiwan als bestes europäisches Team auf dem fünften Platz. Bernhard Brandsteidl, Raimund Edlinger, Walter Rokitansky und Michael Zauner (v. l.) waren die Medaillengewinner für das Welser Team. *jake* Foto: FH OÖ/Campus Wels

Leben

Reaktionen

Forschende Frauen

Ich habe eine Zeit lang die Porträts von Frauen in der Forschung mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Leider sind Sie diesbezüglich in den letzten drei Ausgaben etwas schmal-spurig unterwegs. Und meiner Ansicht nach säumig.

Martina Gruber, Salzburg

Feine Nische

Anfangs habe ich gedacht, warum noch ein neuer Titel in der Medienlandschaft Österreichs? Die Zielgruppe war mir nicht eindeutig klar, die sich das Blatt vorgenommen hatte. Heute sehe ich aber, dass *economy* Konturen bekommen hat und Beiträge liefert, die woanders nicht erscheinen. Eine kleine, feine Nische – trotz der Sponsoren-Serien auf den sogenannten „Special Innovation“-Seiten, wo es Redundanzen gibt. Spannender wäre noch, wenn *economy* wöchentlich erscheinen würde. Der Zweiwochen-Rhythmus ist bis heute sehr gewöhnungsbedürftig.

Christian Mayer, via Internet

Wachstum

Zu Ausgabe 39: „Mythos Wachstum“

Die Jubelstimmung in der Wirtschaft ist teilweise nicht auszuhalten. Sie haben mit Ihrem Schwerpunkt und vor allem der Cover-Story und den Kommentaren die Relationen zumindest etwas zurechtgerückt. Die Hochkonjunktur kommt in vielen Teilen der Bevölkerung wirklich nicht an. Die Preise steigen. Und die „bösen“ Gewerkschaften sollen bei Lohnverhandlungen maßhalten. Das Thema prekäre Beschäftigungsverhältnisse, in Deutschland von den Medien stärker als hierzulande thematisiert, wird übrigens bei uns totgeschwiegen.

Matthias Huber, Innsbruck

English Section

It has come to my attention that *economy*austria included quotes from one of my articles in the January section of „An Innovative Kick-off“ by Lydia J. Goutas. Thank you. Although I do not speak German, I find the English sections informative. I am honored to have been part of an attractive newsletter.

Ted Santos, via Internet

Schreiben Sie Ihre Meinung und Anregungen an *Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien* oder an redaktion@economy.at.

Im Test

Das X-Pack-Handy



Keine vor Staunen weit aufgesperrte Münder waren zu entdecken, als Nokia-Vorstand Anssi Vanjoki im Vorjahr vor einer Journalistenschar verkündete, dass das Handy nicht mehr ein Mobiltelefon, sondern zum Computer mutiert sei. Zu Jubelstürmen vor Begeisterung – wie dies etwa bei Produktpräsentationen von Apple und Microsoft inszeniert wird – hat sich niemand hinreißen lassen.

Wo der Mann aus dem Norden aber recht hat, hat er recht. Dass die N-Serie etwa mit dem N95 des finnischen Mobiltelefonherstellers die Konvergenz von Festnetz und Handy beschleunigt, steht außer Zweifel. In den vergangenen zehn Jahren hat Nokia es kaum je so gut verstanden, die Symbiose von Technik und Benutzerfreundlichkeit zu schaffen. Soll heißen: Die Technik ist beim N95 gut versteckt, die Handhabung gleichzeitig einfach und benutzerfreundlich.

Der Anschluss zum All

Durch die Vielfalt der Funktionen braucht das Multimedia-Handy den metaphorischen Vergleich zu Computern vergangener Jahre, aber auch nicht zu Westentaschen-PC à la Palm sowie Smartphones zu scheuen. Bezüglich Rechenpower und Speicherplatz von 160 MB ist das N95 selbst über den Vergleich zu einem Computer von vor zehn Jahren erhaben. Ganz zu schweigen von den Möglichkeiten des Arbeitens unterwegs, auch wenn die Arbeit per Fingertipp zuweilen zur Anstrengung gerät. Aber hier kann eine ausklappbare Tastatur Abhilfe schaffen.

Das N95 ist eine edle Mischkulanze, die sowohl Lifestyle- als auch Geschäftsnutzer erfreut. Foto, Video, Internet, E-Mail, Radio, Music- und Media-Player sind nicht mehr nur Spielerei. Die 5-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik bringt eine beachtliche Fotoqualität

zustande. Nachteil: die lange Auslöseverzögerung. Die Software dafür entschädigt. Die Bildverwaltung ist vorzüglich, ebenso der direkte Zugang zum Internet-Album Flickr oder Vox. Videos vom Handy auf den PC zu übertragen kann zur Geduldprobe werden. Drei Minuten lange Filmchen fressen 62 MB Speicher, die unkomprimierte Übertragung via Bluetooth – don't do it! – zum Laptop braucht eine halbe Stunde. Der Zugang zum Internet ist via Handy-Provider per UMTS, HSDPA, EDGE oder über Einwahl per WLAN möglich. Trotz QVGA-Farbdisplay mit einer Diagonale von 6,6 Zentimetern und Minimap-Funktion für die Übersicht von Internet-Seiten ist das Lesen auf Dauer mühsam.

GPS mit Macken

Ein besonderes Zuckerl wäre die GPS-Navigation, würde die Suche zum Satelliten in dicht bebauter Lage wie etwa in Wiens 1., 8. oder 9. Bezirk nicht ewig dauern. Eine alternative Routenplanung via Internet mit Start „Passauer Platz“ und Ziel „Café Restaurant Lusthaus“ berechnet offenbar die Route Wien – Passau mit 648,5 Kilometern. Zu Fuß sollte die Reisezeit sieben Stunden, sechs Minuten dauern. Na ja. Nokia wird da noch etwas nachrüsten müssen, damit das Navi-Zuckerl, das mit dem N95 als Extrapaket auf den Markt gebracht wurde, auch künftig gewinnbringendes Zusatzgeschäft wird.

Dennoch: Das Gerät ist exzellent und eignet sich als besonderes Geschenk. Stattlich ist der Preis: 819 Euro hat Nokia als Richtwert angegeben. Mit neuem Vertrag ist es um einiges billiger. Für Viel-Surfer, Viel-Telefonierer und Fotofreaks zwei Ratschläge: Ein zusätzlicher Akku sowie eine 1-GB-Speicherkarte zusätzlich steigern die Freude.

Thomas Jäkle
www.nokia.at

Buch der Woche

Blick in die Glaskugel

Wenn der Untertitel eines Buchs „Wie wir die Zukunft entschlüsseln“ lautet, müssten kritische Leser eigentlich skeptisch werden. Schon wieder so ein Trendforscher, der uns sagen will, wie es in der Zukunft ausschaut! Doch John Naisbitt, dessen Buch *Mind Set!* nun in deutscher Sprache aufgelegt wurde, ist nicht irgendein Autor, der sich mit seiner Glaskugel auf Vortragsreise begibt. Der 15-fache Ehrendoktor war Spitzenmanager beim Computer-Riesen IBM, beim Foto- und Kamera-Spezialisten Eastman Kodak sowie Unternehmer und Berater von mehreren US-Präsidenten.

Naisbitt sagt Grundsätzliches: Ob nun der Kühlschrank auf Magenknurren reagiert und sich selbsttätig öffnet – an den zentralen Dingen des Lebens, wie Geburt, Liebe, Kinder bekommen, Sterben, ändere das gar nichts. Es gebe zu viele scheinbare Veränderungen, die aber keine langfristigen Umwälzungen darstellen. Zwölf „Mind

Sets“ seien, so meint Naisbitt, die beste Voraussetzung, um auf die richtige Spur zu kommen. Der Autor schreibt sie auf und versucht sie zu beweisen.

Nach dieser Methodenlehre wagt Naisbitt selbst einen Blick in die Zukunft. Was wird etwa im Jahr 2027 sein? China werde der „Big Player“ sein, ganz im Gegensatz zu Europa. Angesichts der aktuellen Wirtschaftsnachrichten über den Boom im Reich der Mitte überrascht diese Prognose nicht.

Naisbitt kann aber selbst solche Aussagen mit einer ordentlichen Portion Spannung erzählen. Und man hat nach der Lektüre das Gefühl, in Zukunft wirklich durch nichts mehr überrascht werden zu können. Auch schön.

Christoph Huber

John Naisbitt:

Mind Set! Wie wir die Zukunft entschlüsseln

Carl Hanser Verlag,

München 2007, 19,90 Euro

ISBN-10: 3-446-41000-7

ISBN-13: 978-3-446-41000-8

Termine

● **Zum Neuen.** Das Europäische Forum Alpbach steht heuer unter dem Generalthema „Emergence – Die Entstehung von Neuem“. Das mit hochkarätigen Vortragenden besetzte Forum, das zum 63. Mal abgehalten wird, findet vom 16. August bis zum 1. September 2007 statt. Nähere Details zu den Vorträgen und Workshops unter: www.alpbach.org

● **Für Frauen.** Bereits zum fünften Mal findet heuer die IT-Sommeruniversität für Frauen in Salzburg statt. Die Kurse für „Ditact – Women's IT summer studies“ werden vom 20. August bis 1. September an der Universität und der Fachhochschule Salzburg abgehalten. Zielgruppe sind Schülerinnen, Studentinnen und Wissenschaftlerinnen. Angaben zu Gebühren, Kursen sowie Betreuung der Kinder der Kursteilnehmerinnen im Internet: www.ditact.ac.at/news.html

● **Am Telefon.** Strategien und Lösungen für das Kundenservice via Telefon-Hotline werden am 11. Oktober 2007 bei der zehnten Call Center Convention präsentiert. Die halbtägige Veranstaltung findet im Studio 44 der Österreichischen Lotterien in Wien statt. Anmeldung und Details zu den Vorträgen unter: www.yourccc.com

● **Übers Internet.** Der Internet Summit Austria 2007 findet am 12. September 2007 im Zeremonienaal der Wiener Hofburg statt. Hauptredner werden unter anderem der koreanische Minister für Information und Kommunikation Rho Jun-Hyong sowie Om Malik (Gründer von Giga Omni Media und einer der Vordenker von Web 2.0) sein. Sie werden über aktuelle Themen im Hinblick auf ein „Internet ohne Grenzen“ referieren. www.internetsummit.at

● **Im Recht.** Rund 100 Referenten werden in 45 Seminaren in der Akademie für Recht, Steuern und Wirtschaft (ARS) über legislative Neuerungen und aktuelle Praxisthemen referieren. Die Veranstaltung findet vom 24. bis 29. September 2007 im ARS-Seminarzentrum in Wien statt. Schwerpunkte sind Rechtsmaterien zu Banken- und Versicherungs-, Bau- und Immobilienrecht sowie Gesellschafts- und Zivilrecht. www.ars.at/pdf/RE772403.pdf

● **Mit Kreativen.** Für Design- und Web-Profis veranstaltet das Software-Unternehmen Adobe am 6. September ein Gratisseminar. Die Teilnehmer erhalten an einem Tag neue Tipps und Tricks für den Umgang mit der neuesten Adobe-Software. www.adobe.de/summerschool07

Leben

Jakob Steuerer**Schritt für Schritt**

Mein Vater war Forstarbeiter. Zu unserer finanziellen Sicherheit konnte er wenig beitragen, sein schlecht bezahlter Job erlaubte der Familie nur ein bescheidenes Leben. Aber: Er hat mir eine ganz andere – und überaus wertvolle – Art von Sicherheit mitgegeben. Denn: Er hat mich das Gehen in schwierigerem Terrain gelehrt. Ein Schlüsselerlebnis: Ich sollte mit meinem Vater zu einem Waldstück gehen, das nur über einen mehrere Hundert Meter langen, teilweise steilen und feuchten Hang erreichbar war.

Ich eilte voraus und kam zwar zeitweise zügig voran, rutschte jedoch meist – und gleich meterweise – wieder ab.

Ganz anders der gelernte Holzfäller: Er ging die Sache ruhig an. Machte bedächtig jeden seiner Schritte. Suchte mit Vorsicht den besten nächstmöglichen Tritt. Setzte seinen Schuh anschließend dort kräftig in den Boden, nur um zu prüfen, wie sicher der Halt an diesem Ort wohl sei. Verlagerte erst dann sein ganzes Gewicht darauf, um sogleich den nächsten Schritt zu beginnen. Und diese seine Art von „Slow Motion Climbing“ erwies sich unversehens als erstaunlich effektiv – und schnell. Nach hundert Metern hatte er mich schon überholt.

Erst viele Jahre später verstand ich die universelle Bedeutung dieses Erlebnisses: Vorsicht sollte weder der Furcht noch der Besessenheit einer Zielorientierung, sondern der erfahrenen Voraussicht entspringen. Zudem: Jedwede gute Absicherung des Status quo erfordert die kundige Prüfung der Möglichkeit des nächsten Schrittes. Und: Wenn „das Terrain“ diesen probat zulässt, sollte man ihn denn auch ganz entschlossen tun.

Ein bei aller Besonnenheit dennoch sehr dynamisches Sicherheitsdenken, das nachgerade nicht nur uns Privatleuten, sondern auch Top-Leuten aus Wirtschaft und Politik dringend zu empfehlen wäre.

Klaus Lackner**Hals- und Beinbruch**

Fünf Jahre Windsurfen in der frühesten Kindheit, 13 Jahre lang beinahe alltägliche Abschürfungen und leichte Prellungen beim Skateboardfahren, 16 Jahre Snowboarden – eine gebrochene Hand –, fünf Jahre Sportklettern ohne auch nur einen groben Fehler, 14 Jahre Mountainbiken – ein paar Dornen im Allerwertesten –, ein paar mal Wellenreiten – einige schmerzhafte Schnitte von einem massiven Riff am ganzen Körper –, ein Canyoning-Trip ohne nennenswerte Verletzungen und vor wenigen Wochen beim

Zurücksteigen über eine Stufe umgeknickt und dabei einen langwierigen Bänderriss zugezogen. Das ist die Bilanz eines mir nicht ganz unbekanntem 33-Jährigen im Hinblick auf die von ihm fast täglich ausgeübten, sogenannten Extremsportarten und das nicht minder alltägliche Treppensteigen. Die Träume dieses 33-Jährigen: zumindest einmal im Leben noch mit dem Fallschirm aus einem Flugzeug zu springen, beim Klettern bis über den Schwierigkeitsgrad 6 zu kommen – 7 wäre auch nicht schlecht, trotz Klimaerwärmung noch einmal einen Winter wie vorletzte Saison erleben und dabei unzählige Powder-Hänge zu „shred“, mindestens noch fünfmal mit dem Mountainbike über den Tremalzo gen Gardasee hinunterzujagen und bis zur fraglichen Pensionierung und länger über Wellen auf der ganzen Welt zu reiten.

Die Bilanz des 33-Jährigen: Er will keine einzige bei der Ausübung dieser Extremsportarten erlebte intensive Minute missen. Nein, er will noch mehr erleben. Jede Minute Freizeit soll einem Kick gewidmet sein. Sie können diesen 33-Jährigen nicht verstehen? Für Sie ist Fußball alles, Herminator der Nationalheld, Formel eins kein Schlafmittel für verregnete Nachmittage? Der Held von heute ist man selbst. Man geht so knapp als möglich an die eigenen Grenzen und hat Spaß dabei. Man muss nur wissen, wo diese liegen. Denn Treppensteigen ist oft schwer genug.



Bei Bundeskanzler Alfred Gusenbauer sind die Fähigkeiten des U20-Fußballteams angekommen. Fraglich ist, ob Manager und Trainer das Können der Nachwuchskräfte nutzen. Foto: Apa/Fohringer

Österreichs Jugendstil für die Operettenliga

Der Erfolg des U20-Teams lässt hoffen – wenn die Klubs mitspielen.

Thomas Jäkle

Da haben wir jetzt den Scherben auf. 21 Kicker, hochprofessionell, aus Österreich. Ja, das gibt es auch: erfolgreich, jung, leistungsbereit – Weltspitze. Vierter bei der U20-Fußball-WM in Kanada ist ja nicht irgendwas. Dennoch: Fußball-Österreich ist überrascht. So überrascht, dass man den Umgang damit erst lernen muss. Ein Problem stellt sich nun: Wer will die Burschen jetzt? Nicht einmal ein Dutzend der U20-Jugendstil-Ballesterer hat einen Vertrag im Profikader seines Klubs in Österreichs oberster Liga. Der Großteil der jungen Ballesterer hängt in der zweiten bis vierten Leistungsstufe ab.

Fußballexperten von ORF und bunten Zeitungen haben Warntafeln aufgestellt. Dem Jung-Kollektiv wurde ausgerichtet, man müsse sich für die heimische Operettenliga erst einmal emp-

fehlen. Und: Die Burschen dürfen nun nicht verheizt werden. Welch' große Fürsorge!

Wertvolle Ratschläge von Experten, die im Kickerleben Lichtjahre entfernt waren von dem, was die Jungs auszeichnet: individuell hochklassige Ballfertigkeiten, Verständnis für Taktik und Strategie, Schnelligkeit, Teamfähigkeit und Leistungswille – auf internationalem Spitzenniveau. Um die Jungstars endgültig wieder auf Österreichs Maß zu sozialisieren: Sie haben ja nur gegen Gleichaltrige g'spielt. Wenn die mal gegen Ältere spielen, na dann ... Na dann?

Druck auf die Experten

Ein Argument aus der Motenkiste. Wayne Rooney und Michael Owen aus England, Brasilens Ronaldinho, Spaniens Raúl oder einst Maradona oder Beckenbauer und etliche aktive Spitzenkicker haben schon als

17-Jährige im „echten“ A-Nationalteam, in den Top-Ligen Südamerikas und Europas gegen ganz Große erfolgreich aufgegliebt. Davon will man hierzulande nichts wissen. Die große Klappe der Skifahrer, die ja Stockerplätze als Monopol für sich beanspruchen, wäre ein probates Mittel – um Fußball-Österreich aufzurütteln. Um Leistung einzufordern im Jahr 1 vor der Fußball-Europameisterschaft 2008. Nicht von den Jungkickern, sie sind „Euro 2008“-fähig, sondern von Trainern und Managern, die nichts riskieren wollen, die mit unerträglichem Rasenschach die Operettenliga und somit Stillstand pflegen.

In der Wirtschaft wären die Herren des U20-Teams „High Potentials“. Ihre Fähigkeiten würden gefördert werden. Nicht auf der Ersatzbank. Solche fast geschliffenen Diamanten sind in der Wirtschaft Teil des Erfolgs – nicht nur langfristig.

Consultant's Corner**The best kept secret**

What gives you the opportunity to change prices according to demand? According to the competition? What gives you this information on a regular basis? And is legal? What let's your customers know about all prices available? A new type of web data extraction addressing complex issues including market intelligence has hit the market. There are exactly six companies globally offering this software or service. Four (Lixto, Denodo, Kaow Tech, QL software) are software product vendors also offering service. Two (Fetch Tech, Connotate) are service providers. All except Lixto (Austria) are located in the USA. And what do they offer?



A solution which moves companies to strategically better perform yet also provides transparency for the consumer. Among other things, the eight features permit companies to win the price war, adjust prices according to demand and integrate from various suppliers into their ERP system. Once they try it, companies are hooked. Like a chef with a key secret ingredient to success, this generation of technology is in the „blue ocean“ strategy phase. In Europe companies are awakening to what the US, an early adopter market, has grasped – a very significant point – whoever owns the information owns the market.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners